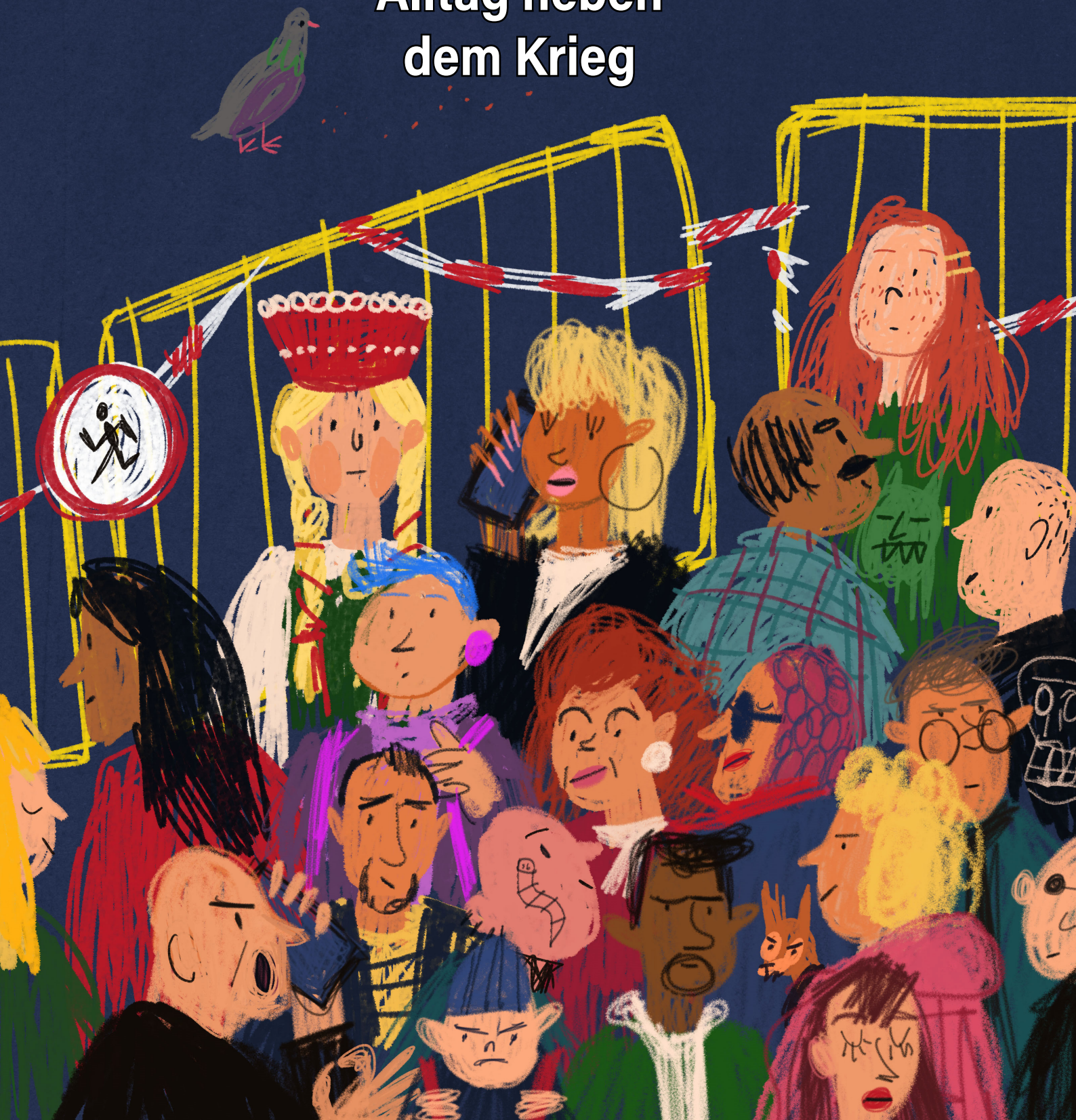
UNAUFGEFORDERT. UNABHÄNGIGE STUDIERENDENZEITUNG DER
HUMBOLDT-UNIVERSITÄT SEIT NOVEMBER 1989

OKTOBER 2023
NR. 266

UnAuf

Lettland

Alltag neben dem Krieg



HUMBOLDT UNIVERSITÄTS GESELLSCHAFT

Diese Ausgabe wurde von der Humboldt Universitäts Gesellschaft gefördert.

UnAuf

Schreib uns eine Nachricht!

Liebe Leser*innen,

Das Auslandsprojekt 2023 hat die Redaktion der Unaufgefordert mit der Frage nach Lettland geführt, welche Auswirkungen der Krieg auf die Bevölkerung hat. Die lettische Illustratorin Elina Braslina verewigte ihre Antwort auf unsere Frage in der Titelillustration “constantly under construction”. So wie Karl Schäffler über Berlin schrieb, es sei ‘dazu verdammt immerfort zu werden und niemals zu sein’, sind auch Lettland und seine Identitäten stets im Wandel und die Einflüsse des Krieges deutlich zu spüren. Das zeigt sich nicht nur an Orten innerhalb der Hauptstadt Riga, sondern vor allem an den Menschen, die hier ihren Alltag bewältigen.

Im Zentralmarkt von Riga kommen verschiedene Charaktere und Geschichten zusammen. Malin Kraus hat über die Arbeiterinnen in der Fleischhalle eine Reportage verfasst. In diesem Rahmen ist auch der Kurzfilm “Ich, eine Frau in Riga” unter ihrer Regie entstanden. Zu Kontroversen um sowjetische Denkmale äußert sich Rahel Bueb ebenfalls in einer Reportage. Die Relikte der sowjetischen Besatzung Lettlands haben ihre Spuren tief in der Gesellschaft hinterlassen. Darüber berichtet ein lettischer Kommunist im Interview mit Pia Wieners. Auf eines dieser Relikte, die nach wie vor dramatische Frage der Nicht-Bürger*innen, hat Amina Nasser einen Blick geworfen. Weitere, studentische Perspektiven liefern die Artikel von Leonard Hennersdorf, Isabella Schlünder, Rahel Bueb und Pia Wieners. Der Krieg ist im Rigaer Alltag omnipräsent. Leonard Hennersdorf hat darüber mit einem lettischen Nationalgardisten gesprochen. Dass gerade auch die Kultur zum politischen Akteur werden kann, beweist außerdem die diesjährige Ausgabe der Textil-Triennale in Riga, die Amina Nasser und Malin Kraus besucht haben.

Wir haben in Riga Menschen kennengelernt, die neben dem Krieg leben müssen. Ihre Geschichten und Sichtweisen sind in dieser Heftausgabe abgedruckt. Aber die Eindrücke und Emotionen gehen über die Textseiten hinaus.

Die Chefredaktion
Pia Wieners, Hannah Isabella Schlünder, Malin Kraus und Leonard Hennersdorf

Impressum

UnAufgefordert
Die unabhängige Studierendenzeitung der Humboldt-Universität zu Berlin.

Herausgeber: Kuratorium des Freundeskreises der UnAufgefordert e.V.

Humboldt-Universität zu Berlin
Unter den Linden 6
10099 Berlin

Chefredaktion: Pia Wieners, Hannah Isabella Schlünder, Leonard Hennersdorf und Malin Kraus

Schlussredaktion: Clara Buckert, Amina Nasser, Malin Kraus, Leonard Hennersdorf, Rahel Bueb, Hannah Isabella Schlünder, Pia Wieners, Maximilian Dazert

Kontakt: chefred@unauf.de

Anzeigen: werbung@unauf.de

Layout und Gestaltung: Pia Wieners, Leonard Hennersdorf

Illustrationen: Franziska Auffenberg, Elina Braslina, Luzie Fuhrmann

Titelbild: Elina Braslina

Druck: Gemeindebriefdruckerei, Eichenring 15a, 29393 Groß Oesingen

Auflage: 2.000

Die Artikel und Beiträge spiegeln nicht notwendigerweise die Meinung der Redaktion wider. Nachdruck und Vervielfältigung nur nach vorheriger Genehmigung. Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe gekürzt zu veröffentlichen.

Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 08.09.2023

Die UnAufgefordert erscheint seit dem 17. November 1989 an der Humboldt Universität zu Berlin und ist eine der ältesten Studierendenzeitungen Deutschlands. Seitdem begleitet sie den Weg der HU durch unabhängige und professionelle Berichterstattung über Forschung und Lehre, studentisches Leben und Kultur. Bereits zweimal wurde ihr dafür der Pro-Campus Presse Award als beste deutschsprachige Studierendenzeitung verliehen.
UnAufgefordert online: www.unauf.de

Offene Redaktionssitzung

jeden Montag im Semester (jeden zweiten Montag in der Vorlesungsfreien Zeit), 18.30 Uhr,
Schönhauser Allee 10-11, Raum 1.33

INHALT

Lettland

5 Monumente Rigas
8 Neue alte Heimat
10 Eine kommunistische Perspektive auf das Baltikum
12 Geflüchtetenhilfe mal anders
14 Ein Journalist in Krisenzeiten
16 Lettlands Nichtbürger*innen
18 Eine Frau in Riga
20 Ein Exil für russischsprachige Literatur
22 Die Illustratorin Elīna Brasliņa
24 Feature zur Textil-Triennale in Riga
26 Kunst trifft Geschichte(n)
28 Jung und Lettisch
30 Nationalgardist aus Überzeugung

Monumente Rigas: Zeichen schmerzhafter Erinnerungen?

Fotos: Rahel Bueb

Denkmal eingebettet in die Parklandschaft Rigas

Denkmale gibt es in Lettland viele. Nun sollen diejenigen von ihnen, die an die sowjetische Besatzungszeit erinnern, abgerissen werden. Denn manche Menschen in Lettland fühlen sich durch sie an die düstere Zeit der Okkupation zurückerinnert. Der Krieg in der Ukraine ruft solche Erinnerungen wach und hat das lettische Parlament zu einer radikalen Entscheidung bewogen: Diese Monumente sollen nicht mehr sein.

Eine lange Allee führt zu einem Platz, der sich am Rand des sorgsam angelegten 'Uzvara Parks', zu Deutsch: „Siegespark" befindet. Es ist ein warmer Hochsommertag und jegliche Sorgen scheinen an diesem Ort - zumindest für diesen Moment - vergessen. Im Gegensatz zu dieser scheinbaren Sorglosigkeit steht, was sich in der Nähe von hier letztes Jahr ereignete: Russland startete einen Angriffskrieg auf die Ukraine. Dieser ruft bei manchen Menschen aus Lettland Erinnerungen an die eigene sowjetische Besatzungszeit wach. Denn als Lettland 1939 in dem geheimen Zusatzprotokoll des Hitler-Stalin-Paktes zur Einflusssphäre der Sowjetunion ernannt wurde, war das für viele Bewohner*innen des Landes eine grausame Erfahrung. Etwa 35.000 wurden 1940/42 nach Sibirien deportiert, circa ein Drittel von ihnen war jüdisch. Erst 1991 wurde Lettland unabhängig.

Um nicht länger an diese düstere Besatzungszeit erinnert zu werden, beschloss ein Großteil des lettischen Parlaments im November 2022, alle Monumente abzureißen, die die Erinnerung an die Besatzung Lettlands durch ein gewaltvolles Regime wachhalten. Obwohl der Ukrainekrieg endgültiger Auslöser für den Abriss der Denkmale war, ist die Debatte darüber bereits seit Jahrzehnten polarisiert. Ein Großteil der Bevölkerung sei laut dem Nachrichtenportal „Schweizer Radio und Fernsehen" für deren Abriss, da man sich durch den russischen Nachbarn bedroht fühle – einem Land, das versucht, mit Gewalt ehemals von der Sowjetunion besetzte Gebiete zurückzuerobern.

Doch nicht für alle Menschen in Lettland sind die Monumente ein Symbol sowjetischer Unterdrückung. Für manche stehen sie sinnbildlich für den Sieg über das nationalsozialistische Deutschland. Lettland hat eine große russischsprachige und russische Minderheit, die das Geschichtsbild Russlands verinnerlicht hat. Dieses feiert den Sieg der Roten Armee über Nazi-Deutschland am 9. Mai. Viele von ihnen versammelten sich jährlich, um an den Monumenten Blumen niederzulegen.
„Mein Urgroßvater starb in den ersten Kriegstagen. Wir kamen jeden 9. Mai hierher und legten Blumen nieder, um uns zu erinnern. Und es war immer wie ein Gedenktag. Weil diese alten Leute hierher kamen, die dafür gekämpft haben, dass wir alle diese Zukunft haben, diese Gegenwart, die wir haben.". - Position einer jungen Lettin, der wir vor dem Denkmal begegnen.

Ein Platz als Zeugnis der Debatte

Um ein besseres Verständnis bezüglich dieser Frage zu entwickeln, haben wir uns zu einem Monument aufgemacht, das heute nicht mehr steht. Es ist das „Denkmal für die Befreier von Sowjet-Lettland und Riga von den deutsch-faschistischen Eindringlingen", inoffiziell auch „Siegesdenkmal". Dieses wurde 1985 zum Gedenken an die Soldaten der Roten Armee, errichtet, die Lettland nach Ende des Zweiten Weltkriegs zurückerobert hatten. Wir stoßen auf eine junge Frau, mit der wir über den Abriss der Denkmale ins Gespräch kommen. Ihre Position in der Debatte ist eindeutig.
„Ich bin sehr erleichtert, denn ich fühlte mich ständig daran erinnert, was in Lettland und vielen anderen baltischen Staaten - und nicht nur in den baltischen Staaten - geschehen ist."
Als wir sie darauf ansprechen, dass sich nicht alle Menschen in Lettland für den Abriss aussprechen, erwidert sie:
„Ja, es ist sehr schmerzhaft. Aber es gibt solche Leute in Lettland, die denken, dass nicht Lettland ihr Zuhause ist, aber die Sowjetunion und diese Leute sind traurig, dass diese Zeit in den 90ern ihr Ende gefunden hat. Aber progressive und junge Leute würde ich sagen, dass wir uns entwickeln müssen, das Lettische entwickeln und nicht an der Vergangenheit festhalten. Das geht nicht. Das war nicht unser Land."
„Seid ihr aus Russland?"
Eine Frau mit großer Sonnenbrille kommt uns in raschem Gang entgegen. Sie ist hip angezogen. Als wir sie ansprechen, hält sie inne, nimmt ihre dunkle Brille ab und betrachtet uns mit ernstem Blick. Wir fragen sie, ob wir ihr ein paar Fragen stellen dürfen. Sie bejaht. Als wir sie bitten, das Gespräch aufzeichnen zu dürfen, antwortet sie: „Seid ihr aus Russland?". Sie lacht laut, erwidert dann freundlich: „Nein, lieber nicht" und fügt entschuldigend an: „Ich bin in der Sowjetunion aufgewachsen." Sie ist dafür, dass die Monumente abgerissen werden. Sie erinnern sie an sowjetische Zeiten, das mag sie nicht.

Einige positionieren sich hingegen klar gegen den Abriss der Monumente. In ihrer Erinnerung ist und bleibt die Rote Armee diejenige, die das Baltikum befreite. So auch eine junge Frau, die mit ihrem Kind auf dem Weg zu einem Turnier am Siegespark vorbeizieht:

„Es ist unsere Geschichte, unser Erbe. Es spielt keine Rolle, ob es schlecht oder gut ist. Man sollte es nicht einfach wegwerfen (...). Es hat mir das Herz gebrochen, denn es ist, als wäre die Geschichte einfach weggewischt, ausgelöscht worden. Und sie stand für Menschen, die für dieses Land gekämpft haben. Und das waren nicht nur russische oder sowjetische Staatsbürger. Sie waren auch lettische Bürger."

Russland zeigt sich über den Abriss der Denkmale, die an die Sowjetzeit erinnern, verärgert. Lettland hatte sich nach der Unabhängigkeit eigentlich dazu verpflichtet, die sowjetischen Denkmale zu erhalten. Seit dem Angriffskrieg Russlands auf die Ukraine fühlen sich die Lett*innen daran nicht mehr gebunden.

Was bleibt, wenn die Denkmale nicht mehr sind?

Zurück bleibt eine stark emotionale Debatte, die Unverständnis schürt. Ansätze für ein besseres Verständnis der gegnerischen Seite gibt es. So wie es uns eine junge Studentin erzählt, die gemeinsam mit anderen Studierenden nach Polen gefahren ist, um Menschen zu befragen und zu verstehen, was sie an der Sowjetzeit festhalten lässt. „Wir sind zum Schluss gekommen, dass manche Leute einfach die Zeit vermissen, in der sie jung waren. Manche haben gesagt, dass sich die Leute damals mehr gegenseitig unterstützten, während die heutige Tendenz ist, für sich selbst zu kämpfen. Und ich denke, dass sich die Leute einfach sicherer gefühlt haben."

Die Freiheitsstatue im Rigaer Stadtzentrum. Sie darf an ihrem Platz bleiben

Hier stand einst das "Monument to the Liberators of Soviet Latvia and Riga from the German Fascist Invaders".

Unterschiedliche Erinnerungskulturen zu einer schmerzhaften Geschichte führten zu einem Streit über die Existenz von Denkmalen im lettischen Stadtbild. Die Ruinen des Siegesdenkmals zeigen, dass zumindest in der Politik die vorherrschende Meinung besteht, dass die Denkmale, die an jene Geschichte erinnern, nicht mehr sein sollten.

Ob so die Zukunft der Denkmallandschaft Rigas aussieht? Eine nämlich, in der tanzende Figuren an leichte Stunden erinnern. Überschattet werden damit die düsteren Stunden, die die Geschichte Lettlands ebenfalls prägten. Diese sollten zwar Bestandteil des Schulunterrichts sein, doch ständig an diese Zeit erinnert zu werden, wollen viele nicht.

Von Rahel Bueb (25), studiert Global History

Neue alte Heimat: Das lettische Leben einer Russin

Aufgrund der sowjetischen Besetzung Lettlands im 20. Jahrhundert lebt eine große russische Minderheit im Land. Putins Angriffskrieg auf die Ukraine eröffnet auch hier eine Identitätsfrage. Die UnAuf hat mit einer Poetin gesprochen, die zur ethnisch russischen Minderheit im Land gehört.

Das Café, in dem Anastasija ihren Matcha Fuji bestellt, befindet sich im „Vērmanes dārzs" Park und nennt sich Tabu Tea House. Tabu, weil es sich mit seiner grünbräunlichen Holzfassade und seiner gemütlichen Inneneinrichtung in die ruhige Idylle des umliegenden Parks einfügt. Es bietet in der lettischen Hauptstadt einen Ort, um sich zurückzuziehen und nachzudenken.

Anastasija sitzt in der zweiten Etage des Cafés, die an einen Balkon erinnert. Sie gibt einen Blick auf die untere Etage frei, sodass man die Barista beim Zubereiten der Getränke beobachten kann. Anastasija trägt eine grüne Hose und auf ihrem schwarzen T-Shirt ist eine bunte Eule abgebildet. Ihre kurzen rötlichen Haare liegen in einem Seitenscheitel. Da sie der ethnisch russischen Minderheit angehört, die in Lettland ungefähr ein Viertel der Bevölkerung ausmacht, ermöglicht sie einen Blick auf die politischen und alltäglichen Veränderungen dieser russischen Identität in Riga.

Foto: Hannah Isabella Schlünder

Am Tag der russischen Invasion der Ukraine hielt Anastasija sich selbst nicht in Riga auf, sondern in St. Petersburg. Sie realisierte, dass sie als Journalistin, die für ein lettisches Nachrichtenportal arbeitet, nicht länger sicher in Russland würde leben können, nachdem sie an einer Anti-Kriegs-Demonstration teilgenommen hatte und sich die Verhaftungen aufgrund der Äußerung einer Meinung häuften. So kehrte sie nach Jahren an ihren Geburtsort Riga zurück. Anastasija ließ mit dieser Entscheidung die blühende Petersburger Literaturszene zurück, für die sie ursprünglich nach Russland gezogen war. Sie tauschte ihren gewählten Ort der Kultur und der literarischen Freiheit gegen einen Ort der persönlichen Freiheit.

Wieder in Riga half Anastasija ukrainischen Geflüchteten bei der Organisation von Essen, Kleidung und der Weiterreise an andere Orte. Als Russin habe sie sich für das, was von „ihrem Land" ausgehe, verantwortlich gefühlt und hoffte so etwas dazu beizutragen, dass sich die Situation zumindest für einzelne Menschen verbessern würde, erzählt sie.

Präsent für Anastasija waren aber nicht nur die Angst vor einem sich weiter ausbreitenden Krieg und die Ankunft ukrainischer Geflüchteter, sondern auch die verschärfte Haltung gegenüber der russischsprachigen Minderheit und alles, was an die sowjetische Vergangenheit erinnert. „Schon vor dem Krieg hatte man einen gravierenden Vorteil, wenn man die lettische Sprache fließend beherrschte." erklärt Anastasija. Sowieso sei es schwieriger, mit geringen bis gar nicht vorhandenen lettischen Sprachkenntnissen Arbeit zu finden, was zu einem Einkommensunterschied zwischen lettisch- und russischsprachigen Bürger*innen führe. Seit dem 24. Februar 2022 verstärke sich die Zurückdrängung der russischen Sprache. „Bald soll es zum Beispiel keine russischen Untertitel mehr in Kinos geben und die russischen Versionen bestimmter Websites verschwinden". Nach Anastasija hätten viele Russ*innen Angst davor, ihre Meinung zu äußern und vor allem jüngere Menschen sorgten sich um ihre oftmals älteren Verwandten, die der russischen Propaganda vermehrt Glauben schenkten. In den 90er Jahren bot Russland den Nicht-Bürger*innen Lettlands eine russische Staatsbürgerschaft an. Nicht-Bürger*innen sind nach lettischem Recht Menschen mit einem dauerhaften Aufenthaltsrecht und besitzen weder eine lettische noch eine andere Staatsbürgerschaft. Viele gingen auf das Angebot ein, da zum einen kein Sprachtest benötigt wurde, um sie zu erlangen und zum anderen von der damals früher eintretenden russischen Rente profitiert werden konnte. Sie konnten nicht an lettischen Wahlen teilnehmen, einige Jobs waren ihnen nicht zugänglich und es bestand eine Visumpflicht, um in spezifische Länder einzureisen, von der lettische Staatsbürger*innen befreit waren. Mit dem Kriegsanfang am 24. Februar 2022 kam auch eine Gesetzesänderung, sodass alle russischen Staatsbürger nun doch einen lettischen Sprachtest des Levels A1/A2 bestehen müssen. Andernfalls werden die Betroffenen nach Russland abgeschoben. Anastasija erklärt, dass das vorangeschrittene Alter der Nicht-Bürger*innen ein Problem darstelle. Zwar könne man den Sprachtest umgehen, wenn die Person älter als 75 Jahre sei, dennoch hätten die älteren Menschen unter 75 Jahren die lettische Sprache nie benötigt und gelernt. Das sei eine große Hürde, um den Test zu bestehen. Für Anastasija und viele andere junge Menschen russischer Herkunft sei das Bangen um die ältere Verwandtschaft und das Unwissen bezüglich ihres zukünftigen Verbleibs groß, sagt sie.

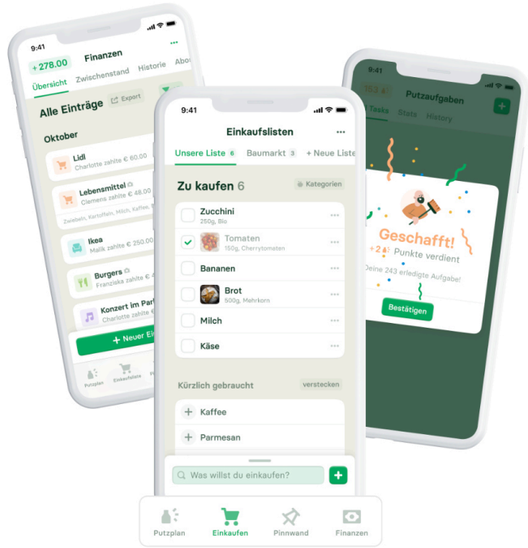
Ein weiteres, viel diskutiertes Thema ist der Abriss des „Denkmals für die Kämpfer der Sowjetarmee – die Befreier des sowjetischen Lettlands und Rigas von den deutsch-faschistischen Invasoren". Für Anastasija und viele andere Menschen mit russischem Hintergrund handelte es sich um einen Ort, an dem sich an verstorbene Großeltern erinnert und in deren Namen Blumen niedergelegt wurden. Es sei kein Ort, um die Sowjetunion zu zelebrieren, sondern um verstorbenen Familienmitgliedern nah zu sein. Sie ist bestürzt, dass die russische Minderheit im Prozess der Entscheidung übergangen worden sei und die lettische Regierung, ohne sie einzubeziehen, rigoros das, was an die sowjetische Vergangenheit erinnert, entfernte. Stattdessen hätte man eine historische Einordnung in Form einer Tafel oder Beschriftung hinzufügen können, schlägt Anastasija vor. In der Frage, wie mit den noch bestehenden Denkmälern umgegangen werden soll, existieren viele unterschiedliche Meinungen, die häufig mit den familiären Erfahrungen in der Sowjetzeit zusammenhängen.

In der neuen alten Heimat empfingen Anastasija viele Veränderungen. Eine jedoch brachte sie selbst nach Riga: Russischsprachige Poetry-Slam Events. Nachdem sie zurückgekehrt war, fehlte ihr als Dichterin das russischsprachige literarische Leben in der Stadt. Daher beschloss sie, Poetry-Slam Events zu veranstalten, die jeder und jedem Dichter*in, ob in der Literaturszene bekannt oder nicht, jeweils fünf Minuten die Möglichkeit bieten, ihre Kunst in die Welt zu tragen.

Von Hannah Isabella Schlünder (19), studiert Geschichte

Flatastic

Und der Haushalt? Läuft.



Zusammenleben ist toll, aber nicht immer einfach. Flatastic hilft euch bei der Organisation von allem was im Haushalt so anfällt. Damit mehr Zeit und Energie für die schönen Dinge bleibt.

Für

WGs Pärchen Familien

Flatastic herunterladen:

www.flatastic-app.com

Interview: Eine kommunistische Perspektive auf das Baltikum

Kommunist sein in einem Land der ehemaligen Sowjetunion - das ist eine schwierige Angelegenheit. Viele hier wollen die Vergangenheit hinter sich lassen. Die UnAuf trifft einen jungen Mann, der sich unter seinem Pseudonym Arvid vorstellt. Er spricht über seine Sicht auf die aktuelle politische Situation.

UnAuf: Wie stehst du zu Russland heute, würdest du es in irgendeiner Weise mit der ehemaligen Sowjetunion gleichsetzen, wie es beispielsweise Wladimir Putin oft andeutet?

Arvid: Wladimir Putin weiß, dass die sozialistischen Ideen sehr populär bei den Menschen sind, weil die Menschen Frieden wollen. Die Menschen wollen eine zugängliche Gesundheitsversorgung. Die Menschen wollen billige und zugängliche Lebensmittel. Deshalb verwendet er diese Symbolik, im Grunde genommen ist er aber wie die Politiker in Europa. Er ist Teil der gleichen kapitalistischen Klasse.

Wie würdest du dahingehend den Angriffskrieg Russlands auf die Ukraine einordnen?

Sie schaffen eine Kultur, die Gewalt rechtfertigt und verherrlicht. In diesem Krieg geht es darum, das Land auszurauben, es unter Kontrolle zu halten und die Menschen zu spalten. Deshalb unterstützen die Politiker die Fortsetzung des Krieges, sodass noch mehr Menschen sterben werden. Nur wird der Sieg nicht besser sein als die Niederlage. Egal, welcher Staat gewinnt oder verliert, wir sind immer noch im Kapitalismus und werden darunter leiden.

Glaubst du, dass es das Risiko gibt, dass der Krieg sich ausbreitet?

Ja, natürlich. Es gibt ein hohes Risiko. Wenn die Arbeiter, wenn alle wirklich demokratischen und sozialen Bewegungen nicht dagegen kämpfen, dann wird sich der Krieg immer weiter ausbreiten.

Was ist deine Meinung zur Debatte um den Abriss sowjetischer Denkmäler? Das lettische Parlament hat letztes Jahr beschlossen, die etwa 300 Denkmäler aus der Zeit, in der Lettland zur Sowjetunion gehörte, abreißen zu lassen.

Jeder gute, fortschrittlich denkende Mensch sollte dagegen sein. Sie benutzen den Krieg, um den Abriss dieser Denkmäler zu rechtfertigen. Diese Statuen sind heldenhaften Menschen aus Lettland, Russland, Litauen und anderen Ländern gewidmet, die ihr Leben im Kampf gegen den Nazi-Faschismus gaben. Die Regierung sagt, sie symbolisieren all die schlechten Dinge, die die Sowjetunion getan hat. Im Grunde versuchen sie aber, das sowjetische Volk und den Sieg der Menschheit über den Nazifaschismus zu verleumden.

Die Mehrheit in Lettland steht hinter der EU und der NATO, natürlich aus Sorge vor Russland. Wir haben den Eindruck gewonnen, dass viele Menschen hier historisch gesehen große Angst vor der Sowjetunion haben - verständlicherweise.

Das ist eine sehr schwierige Frage, weil man im Grunde genommen mit sehr wenigen Leuten spricht und meistens mit Vertretern der Bourgeoisie oder des Kleinbürgertums, die mit der aktuellen Regierung einverstanden sind. Ich kann nicht wirklich offen gute Dinge über die Sowjetunion sagen. Hier ist es sehr repressiv, Dutzende von Fernsehkanälen, Websites und Medien wurden von den Behörden geschlossen, weil sie dafür keine gerichtliche Genehmigung brauchen.

In Lettland lebt eine große russischsprachige Minderheit. Im April diesen Jahres wurde ein Gesetz verabschiedet, nach dem bis zum 01. September lettische Sprachtests auf A2-Niveau bestanden werden mussten. Andernfalls droht eine Abschiebung. Wie bewertest du dieses Gesetz?

Die nationalistische Regierung, die in den 1990er Jahren an die Macht kam, hat 800.000 Menschen, die nach dem Zweiten Weltkrieg hierher gekommen sind, die Staatsbürgerschaft entzogen und sie zu Nicht-Bürgern gemacht. Das ist ein Drittel der lettischen Bevölkerung. Und das nur, weil diese Menschen in einem anderen Land geboren wurden. Durch das neue Gesetz könnten nun mindestens 25.000 Menschen abgeschoben werden. Viele von ihnen sind sehr alt, bereits über 65 Jahre oder sie nähern sich diesem Alter. Sie sind Rentner, haben hier gearbeitet, Steuern gezahlt und sich ihre Ruhe verdient. Viele haben es sehr schwer, die Sprachprüfung zu bestehen. Einige von diesen Leuten hatten Schlaganfälle, Herzinfarkte, und können kaum die Sprache sprechen, geschweige denn einen Test machen. Es gibt Videos von Menschen, die mit Rollstühlen und Sauerstoffflaschen ankommen. Auch gibt es unglaublich viel Bürokratie. Man kann es nicht einfach digital machen, sondern muss persönlich vor Ort sein. Wenn man Probleme beim Gehen hat, ist es sehr schwierig, weil viele dieser Orte nicht mit dem Rollstuhl zugänglich sind. Die Regeln verstoßen eigentlich gegen das europäische Gesetz, weil diese Menschen hier legal leben. Und man kann diese Daueraufenthaltsgenehmigung nicht einfach ohne Grund aufheben, nur weil sie außerhalb Lettlands geboren wurden. Die Regierung will diese nationalistische Hysterie aufrechterhalten. Sie sagen, dass die Russen an allem schuld sind und alles Russische schlecht ist. Und dann sagt man, dass diese Menschen gefährlich und illoyal sind, weil viele die russische Staatsbürgerschaft annehmen, dabei hat man diese Diskriminierung ja selbst geschaffen. Das tun sie nur, weil sie dort frühere Renten bekommen können. Und damit sie sich nicht als Bürger zweiter Klasse fühlen.

Ein Argument für diese Sprachtests ist auch, dass die lettische Sprache geschützt werden soll. Wie siehst du das?

Die Nationalisten sagen zwar, dass sie die lettische Sprache bewahren wollen. Aber wenn man sich die Ergebnisse anschaut, werden sie immer schlechter. Die Sache ist, dass selbst lettische Kinder die lettische Sprache nicht gut können. Zum Beispiel sind die Ergebnisse der lettischen Sprachprüfung bei Kindern in diesem Jahr sehr schlecht. Das durchschnittliche Ergebnis lag bei circa 53 %, die Mindestpunktzahl ist 40%. Das Ergebnis für Englisch dagegen liegt, glaube ich, bei circa 65%. Die Leute hier können also besser Englisch als ihre eigene Muttersprache. Billige Arbeiter im Ausland brauchen ihre eigene Sprache nicht, sie müssen nur Englisch können.

Wie schätzt du das Verhältnis osteuropäischer Staaten zu Westeuropa ein?

Länder wie Deutschland, Belgien oder Frankreich können auch deshalb so gut leben, weil sie die Länder in Osteuropa ausbeuten und die Menschen hier im Grunde bereit sind, umsonst zu arbeiten. Die westlichen Unternehmen nutzen das aus. Sie kaufen Land für wenig Geld. Sie kaufen all diese Fabriken, die während der Sowjetzeit gebaut wurden. Außerdem beuten sie Ressourcen aus. Sie bekommen Stahl, Erdgas und Öl. Sie nutzen es aus, dass die Leute so verängstigt sind, so unorganisiert sind. Deshalb sind osteuropäische Länder so arm, unterentwickelt und repressiv. Außerdem gibt es den sogenannten Braindrain, viele gebildete und qualifizierte Menschen wandern nach Westeuropa aus. Sie wurden unter dem sowjetischen System ausgebildet, weil es dort eine allgemeine und kostenlose Bildung für alle gab. Doch das Leben hier ist so schwierig, dass die Menschen gezwungen sind, auszuwandern, um zu überleben. Auch die Abwanderung in den Niedriglohnsektor ist sehr verbreitet, besonders jetzt. Fabrikarbeit, körperliche Arbeit, auch in der Landwirtschaft. Die Arbeitsrechte sind dabei nicht immer garantiert.

Wie würdest du die aktuelle wirtschaftliche Situation in Lettland bewerten?

Lebensmittel hier sind jetzt sehr teuer, aber die Löhne sehr niedrig. Ich meine, 700 Euro gelten schon als guter Lohn, die meisten Leute hier bekommen etwa 500 bis 600 Euro. Die Arbeiter im öffentlichen Nahverkehr, die Fabrikarbeiter, verdienen sehr wenig. Wir haben schlechte Krankenhäuser, schlechte Schulen, eine sehr schlechte Infrastruktur, kein Wirtschaftswachstum und keine Perspektiven. Und wenn man jetzt zum Beispiel Nationalisten sagen hört, dass das Leben hier seit 1991 so viel besser geworden ist, seit wir nicht mehr unter der Sowjetunion sind, dann muss man sich fragen, für wen? Die Arbeiter fühlen sich nicht besser. Lettland ist das fünftärmste Land der EU.

Sind die Abwanderung und Armut deinem Eindruck nach im Alltag stark spürbar?

Laut einer kürzlich durchgeführten Meinungsumfrage sagt mehr als die Hälfte der jungen Leute, dass die einzige wirkliche Karriereoption im Leben die Auswanderung ist. Und viele dieser Menschen, die nach einiger Zeit zurückkehren, gehen wieder, weil sie sagen, dass sich die Dinge nicht ändern. Im Moment haben wir eine negative Geburtenrate. Es sterben also mehr Menschen, als geboren werden, zusätzlich zu den Menschen, die wegziehen. Unsere Bevölkerung betrug 1991 etwa 2,7 Millionen Menschen und jetzt sind es etwa 1,8. Wir haben also in den letzten 30 Jahren fast eine Million Menschen verloren. Vor zehn Jahren konnte man hier in Riga noch viele Menschen sehen, die überall hingingen, zum Beispiel zum Einkaufen. Jetzt ist es sehr leer.

Von Pia Wieners (25), studiert Philosophie

Ukraine in Riga: Geflüchtetenhilfe mal anders

Foto: Rahel Bueb

In Lettland herrscht kein Krieg. Aber nebenan greift Russland seit über einem Jahr die Ukraine an – mit schrecklichen Folgen. Ukrainer*innen fliehen nach ganz Europa und brauchen Hilfe, auch in Lettland. Eine Initiative zeigt, was sie kann.

Es ist unangenehm trocken und heiß auf dem Platz vor Rigas Rathaus. Gestresste Rathausangestellte eilen herum, den Schweiß auf der Stirn. Gegenüber thront das malerische Schwarzhäupterhaus, eine beliebte Tourist*innenattraktion. Als dritter Punkt in dem Dreieck, das den Platz einrahmt, fungiert das Museum der Okkupation Lettlands. Es ist ein moderner Betonbau, ein Klotz, versehen mit zahlreichen schlichten, grauen Säulen. An den Säulen ist eine neue Ausstellung angebracht – sie setzt mit Fotos und Kunst eine Verbindung zwischen dem Holodomor, Stalins Genozid an der Ukraine und dem Angriff Russlands auf die Ukraine am 24. Februar 2022.

Irgendwo in diesem Dreieck versteckt sich die Initiative „Common Ground“ – ein zivilgesellschaftlicher Zusammenschluss, der sich der Hilfe für ukrainische Geflüchtete verschrieben hat. Zuerst ist die Initiative unauffindbar, bis sich die dunklen Glastüren hinter dem Rathaus als Durchgang offenbaren. Dort unten, in einer kühlen, schattigen Unterführung, empfängt Inese Dabola alle Besucher*innen, die den Weg finden. Die aufgeweckte lettische Kunstmanagerin ist eigentlich verantwortlich für die RIBOCA.
RIBOCA ist die internationale Biennale für Gegenwartskunst in Riga – die sollte gerade stattfinden, als der Krieg über die Ukraine hereinbrach. „Am 24. Februar wachten wir alle zu den Nachrichten auf, dass der Krieg begonnen hat“, sagt Inese. „Und da dachten wir uns, dass wir helfen müssen. Wir haben das als Team sofort publik gemacht. Es war ja erstmalig so, dass so viele Geflüchtete nach Polen, Lettland, Litauen und Estland gekommen sind. Aber Lettland ist ein kleines Land. Also kennt man viele Leute, die helfen, sofort etwas aufzubauen. Wir haben dann direkt dieses Community Center hochgezogen. Das ist ein Ort, an dem sich die Menschen treffen, an dem Ukrainer*innen einander sehen und sich mit Lett*innen austauschen können. Dafür veranstalten wir verschiedene Events, zum Beispiel einen Borschtsch-Wettkampf. Das ist immer ein schönes Event, weil alle ihr eigenes Borschtsch-Rezept haben, und alle sagen, dass ihres das beste ist.“
Die Initiative befindet sich in einem Kellerbereich des Rathauses – früher war dort ein Café. Dieses wurde nun zu einer kleinen, aber gut ausgestatteten Kantine umgewandelt. Für den Moment ist die Kantine leer, es ist früher Nachmittag, das Mittagessen ist gerade vorbei. Vereinzelt kommen Menschen vorbei, um sich einen Kaffee zu holen, und werden herzlich an der Theke begrüßt, an der Freiwillige arbeiten, begrüßt. In der Küche arbeiten, so erzählt Inese, auch einige Ukrainerinnen. In einer Ecke steht ein Fahrrad, es wurde von dem gegenüberliegenden Fahrradladen gespendet. Für den kommenden Samstag ist ein Konzert in der Kantine angesetzt.

Der Schein trügt

Aber die Lage ist nicht unbedingt so rosig, wie es der Anschein zuerst vermittelt. Anfangs, so Inese, waren die Lett*innen „sehr aktiv, brachten alles, was benötigt wurde, vorbei, Kuchen, oder halfen einfach beim Aufbau. Wenn es darum ging, aufzuräumen oder die Wände zu streichen, hatten wir immer genügend Leute. Das ist jetzt anders – wir organisieren regelmäßig Spendenveranstaltungen. Aber man bemerkt, dass sich etwas geändert hat. Die Menschen müssen darauf hingewiesen werden, dass der Krieg noch weitergeht. Aber ich kann das verstehen. Es ist überall so, dass die Menschen sich daran gewöhnen.“
Die Initiative verfügt noch über einen weitläufigen Aufenthalts- und Begegnungsraum für Kinder und andere Geflüchtete. An diesem Nachmittag sind die wild, manchmal rabiat spielenden Kinder schon von Weitem zu hören. Bei ihnen sind Betreuer*innen, manche von ihnen Freiwillige aus Lettland, andere selbst Geflüchtete. Sie sitzen zusammen mit den Kindern, basteln mit ihnen oder passen auf, dass sie beim Spielen nicht außer Kontrolle geraten. Gleich beim Eintreten grüßt ein Mädchen erfreut und heißt alle Besucher*innen willkommen. Sie mache das gerne, erklärt Inese. Eine ganze Reihe von Computern ist an der Wand aufgebaut – benutzt werden sie nicht.
„Hier sind immer viele Menschen“, sagt Inese. „Man kann einander nicht entkommen, man muss miteinander kommunizieren. Und das funktioniert. Und dann haben wir Ausrüstung wie diese Computer, die die Kinder zum Lernen für die Schule benutzen können. Aber, naja, in den Ferien wird das immer eine Art Gaming-Center. Daher müssen die Kinder sich mittlerweile für einen Zeitabschnitt eintragen, damit die Computer nicht immer besetzt sind.“
In einem Areal voller Matten, eigentlich der Yoga-Bereich, streiten sich einige Jungen vehement um ein Spielzeug. Für alles andere sorgt eine voll ausgestattete Bar – zu der Deutschland anscheinend seinen Teil beigetragen hat: „Tatsächlich kam der deutsche Botschafter ziemlich schnell hier vorbei und brachte ganze Paletten mit Nahrung von LIDL.“

Spaß, Spiele, Events – alles das kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Menschen nicht völlig freiwillig an diesem Ort zusammenkommen. Der Grund für ihre Anwesenheit ist der Krieg in ihrer Heimat. Dieser ist ständig präsent. Eine Mutter, erinnert sich Inese, habe versucht, ihrem Kind vorzuspielen, dass sie in einem langen Urlaub wären. „Das Kind fing an zu weinen, weil es nicht mehr aus Lettland weg wollte, als die Mutter meinte, dass sie wieder zurückkehren würden“, erzählt Inese leise. „Es ist ein seltsames Gefühl für uns. Wir bauen dieses Zentrum auf, um diesen Menschen im Krieg zu helfen, und auf einmal haben sie hier so viel Freude, dass sie nicht mehr wegwollen.“

Nicht kleckern sondern klotzen

Auf die Frage hin, wie die aktuelle Lage in der Initiative ist, wie sich die Freiwilligen und die Geflüchteten fühlen, muss Inese kurz nachdenken. „Das ist nicht so einfach“, sagt sie nach einiger Zeit. „Wir in Lettland haben eben diese Vergangenheit mit der russischen Besetzung, deswegen verstehen wir besser, wie sich das anfühlt. Ich hoffe einfach, dass wir alle für unsere europäischen Werte einstehen. Es ist unvorstellbar, dass jemand einfach entscheidet, Kyjiw zu bombardieren.” Sie wolle einfach den Menschen helfen, erklärt sie. “Aber natürlich ist Lettland ein kleines Land, und wir haben keine unbegrenzten Ressourcen. Wir könnten trotzdem noch mehr tun. So eine Situation hatten wir noch nie, dass so viele Geflüchtete zu uns kommen – deswegen lernen wir auch gerade, wie wir mit dieser Lage umgehen.“
Ob Kritik aus der lettischen Gesellschaft kommt? „Während der Wahlen gab es Fragen, warum wir als Land so viel Geld für Geflüchtete ausgeben müssen. Aber ich versuche so etwas einfach zu ignorieren. Ich bleibe positiv und hoffe, dass wir ihnen so früh wie möglich helfen können, zurückzugehen und alles wieder aufzubauen.“ An dieser Stelle erinnert Inese sich noch einmal an die Tage nach dem 24. Februar 2022. „Ich weiß noch“, erzählt sie fast nostalgisch, „dass wir am Sonntag nach dem Beginn der Invasion wandern gegangen sind. Das war das ganze Team der Biennale. Und wir haben uns gedacht: Wir sind gut darin, Dinge zu organisieren, Events, Programme, Vorträge. Und dann haben wir einfach losgelegt.“

Von Leonard Hennersdorf (24), studiert Geschichte

Komm einfach her.*

Premierenvorschau Spielzeit 2023/24

»In Memory of Doris Bither«
von Yana Thönnes
Regie: Yana Thönnes
Premiere im Studio am 26. September

»Prinz Friedrich von Homburg«
von Heinrich von Kleist
Regie: Jette Steckel
Premiere am 14. November

*aus: »The Silence«
von Falk Richter
Regie: Falk Richter
Premiere am 19. November

»Genesis«
von Bastian Reiber und Team
Regie und Konzept: Bastian Reiber
Premiere im Studio am 30. November

»Bucket List«
von Yael Ronen
Regie: Yael Ronen
Premiere am 9. Dezember

»Postkarten aus dem Osten«
von Pavlo Arie, Martín Valdés-Stauber und Ensemble
Regie: Stas Zhyrkov
Premiere im Studio im Januar

Karten für Studierende für 9€.

schaubühne

Karten: 030 890023
www.schaubuehne.de, Schaubühnen-App

Lettland

Interview mit Lev Kadik: Ein Journalist in Krisenzeiten

Foto: Anastasia Osipova

Es ist ein regnerischer Tag und wir sind etwas verspätet zu unserem Treffen mit einem Mann, der einen weiten Weg hinter sich hat. Er ist viel gereist, hat in London studiert, in Israel gelebt und gearbeitet, kommt aus Russland und lebt nun seit Mai letzten Jahres in Riga, wo er sich beim größten lettischen Nachrichtenportal Delfi überwiegend mit den Außenbeziehungen zu Russland beschäftigt. Lev Kadik hat eine besondere Geschichte und um diese zu erfahren, treffen wir ihn heute in einem Café inmitten des Rigaer Stadtzentrums, unweit seines neuen Zuhauses. Als wir den Raum betreten, winkt uns Kadik aufgeregt zu; wir sollen uns zu ihm setzen.
UnAuf: Wann haben Sie Russland verlassen und weshalb genau?

Lev Kadik: Das ist eine einfache und zugleich schwierige Frage. Kurz gesagt ist es wegen des Krieges. Es gibt aber auch weitere Gründe: Einer davon ist die zunehmende Verfolgungsmaschinerie in Russland, wo in den letzten Jahren repressive Gesetze, unter anderem zur Meinungsfreiheit, eingeführt wurden. Im Anschluss an den Überfall auf die Ukraine hat Russland eine Reihe von Gesetzen verabschiedet, die dich buchstäblich schuldig sprechen, sobald du etwas gegen den Krieg sagst. Es ist eine Frage der Existenz - wenn man nicht für den Krieg ist, ihn nicht unterstützt, kann man einfach nicht leben und sich sicher fühlen. Meine Entscheidung war also eigentlich sehr einfach. Ich bin nicht 20, sondern 45 Jahre alt und habe Familie - also bin ich gegangen.

Es muss einen Punkt gegeben haben, an dem die Konditionen nicht sonderlich gut waren, Sie aber dennoch in Russland geblieben sind. Wann kam der Punkt, an dem Sie beschlossen haben, zu gehen?

Dieser Punkt kam im Jahr 2020, als Putin die Verfassung durchsetzte. Sie machte ihn zu einem lebenslangen Herrscher. Da wurde mir und meiner Frau klar: Wir müssen das Land mit unseren Kindern verlassen. Wir machten also einen Plan.

In welcher journalistischen Abteilung haben Sie damals in Russland gearbeitet? Und welche Veränderungen haben Sie in Ihrer Arbeit in Russland festgestellt, als der Krieg ausbrach?

Kurz bevor der Krieg ausbrach, arbeitete ich für die russische liberale Wirtschaftszeitung Kommersant als Redakteur für Innenpolitik. Dann wurde ich letzten Herbst, kurz bevor der Krieg ausbrach, wegen Fehlverhaltens gefeuert. Ich habe einen Artikel weitergegeben, den sie nicht drucken wollten - als Redakteur. Bei der Kommersant handelt es sich um eine vom Kreml kontrollierte Wirtschaftszeitung. Ich versuchte, eine Geschichte aus meiner Korrespondenz zu veröffentlichen, in der es im Wesentlichen darum ging, dass Putins Partei und sein politisches Programm Blödsinn sind. Dann hatten sie genug von mir. Sie sagten zu mir, “Tschüss, verschwinde!”. Was heute in Russland als Journalismus bezeichnet wird, ist nicht wirklich Journalismus. Es ist vielmehr eine dünn verschleierte Art der Propaganda. Die Zeitungen, die jetzt in Russland erscheinen, veröffentlichen das, was ihnen aufgetragen wird.

Was denken Sie über Menschen, die an diese Propaganda glauben oder Journalist*innen, die immer noch an diesem System festhalten?

In der Öffentlichkeit gibt es sehr unterschiedliche Haltungen gegenüber der russischen Propaganda. Ich kann nur sagen, dass ich aus meiner Erfahrung und von dem Wissen, das ich habe, anhand der Daten, die ich wie jede*r andere lesen kann, das Gefühl habe, dass die russische Nation nicht eine einheitlich denkende Bevölkerung ist. Sie ist vielmehr eine sehr komplexe Gesellschaft. Auf den Straßen Russlands können Sie keine drei Menschen finden, die die gleiche Meinung haben.
Das Problem ist aber, dass es keine Möglichkeit gibt, sich auszudrücken. Russland ist ein diktatorischer, tyrannischer Riese. Ich war beispielsweise auf einer Antikriegsdemonstration im Jahr 2014, als eine solche noch möglich war und sie war riesig. Jetzt wird man ins Gefängnis geprügelt, wenn man zu einer solchen geht. Aber die nationale Stimmung und die Haltung dem Krieg gegenüber ist negativ. Das ist der Grund, weshalb es keine Massen von Freiwilligen in der Armee gibt. Zum ersten Mal in ihrer Geschichte müssen die russischen Behörden Menschen für den Krieg mit Geld anwerben. Die Freiwilligen, die heute in die Armee dazustoßen, erhalten Zahlungen von etwa 2000 bis 2500 Euro pro Monat. Das sind für viele Russen immense Summen. Eigentlich bestechen sie dich, damit du an die Front gehst und stirbst. Und wenn du stirbst, zahlen sie deiner Familie eine Entschädigung, die etwa 30.000 Euro beträgt.

Stehen Sie noch in Kontakt zu Ihren ehemaligen Kolleg*innen?

Mit einigen von ihnen, aber nur mit wenigen. Ich verstehe, weshalb sie das getan haben, weshalb sie in diesem Unrechtsstaat bleiben. Aber Verstehen heißt nicht Vergeben oder Vergessen. Meiner Meinung nach gibt es für ihr Bleiben mehrere Gründe. Der erste ist Angst, der zweite ist Geld: Sie haben eine doppelte Gehaltserhöhung erhalten. Und der dritte Grund ist, dass es in Russland immer viel vorteilhafter war, Teil des Systems zu sein. Man muss also schon sehr mutig sein, um mit dem System zu brechen.

Haben Sie Sorge, dass Putin Lettland angreifen könnte?

Ich verstehe die Angst der Lett*innen, aber ich glaube nicht, dass das passieren wird. Das habe ich nicht geglaubt, als Putin die Invasion der Ukraine startete und ich glaube es auch zum jetzigen Zeitpunkt nicht. Dafür gibt es zwei Gründe: Auf der einen Seite möchte Russland eine direkte Konfrontation mit der NATO vermeiden, welche zustande käme, wenn er Lettland, Estland oder Litauen angreift. Putin versteht aber, dass es dann zu einem nuklearen Konflikt kommen könnte. Mit Sicherheit. Putin hat keine selbstzerstörerischen Absichten, er will sich und Russland nicht in einem letzten Kampf opfern. Im letzten Jahr gab es sehr viele Situationen, in denen er nukleare Waffen hätte nutzen können, aber er tat es nicht. Auf der anderen Seite ist die russische Armee in einer schlechten Verfassung. Sie hat viele Soldaten und mit ihnen ihre Selbstsicherheit verloren. Außerdem fehlen ihr Waffen und Ressourcen. Es fehlt ihr also an allem, um einen neuen Konflikt zu starten.
Ich glaube, dass eine viel größere Gefahr für die Ukraine besteht, die darin liegt, dass die europäischen Gesellschaften das Interesse an dem Krieg verlieren, wenn er noch lange andauert. Nach und nach werden in allen europäischen Ländern die Stimmen derjenigen lauter werden, die die Regierungen fragen, warum sie die Ukraine überhaupt unterstützen. Putin will und erwartet, dass die Unterstützung der Ukraine auf diese Weise schwindet. Der Plan Putins ist es, die westliche Unterstützung der Ukraine auszusitzen. Danach würde Putin mit Verhandlungen beginnen, in denen er einen möglichst großen Teil des ukrainischen Territoriums beansprucht.

Würden Sie es erwägen, irgendwann nach Russland zurückzukehren?

Ich weiß genau, wann das sein wird - wenn Putin an der Wand des Kremls hängen wird. Ich werde nicht nach Russland zurückgehen, bevor dieses Regime gefallen ist.

Von Hannah Isabella Schlünder (19), studiert Geschichte
und Rahel Bueb (25), studiert Global History

Lettland

Staatenlosigkeit in Europa: Lettlands Nicht-Bürger*innen

Illustration: Amina Nasser

Der Entzug der eigenen Staatsangehörigkeit bedeutet einen tiefgreifenden Eingriff in die Identität eines Individuums und ist menschenrechtswidrig. Die Situation Lettlands so genannter Nicht-Bürger*innen im Fokus des baltischen Schmelztiegels der Identitäten.

Gemäß Artikel 15 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte der Vereinten Nationen hat jeder Mensch das Recht auf eine Staatsangehörigkeit und niemandem darf seine Staatsangehörigkeit willkürlich entzogen werden. Dennoch sind aktuell schätzungsweise 12 Millionen Menschen weltweit staatenlos, etwa 300.000 von ihnen in Lettland und Estland.

Mit der 1991 erlangten Unabhängigkeit stand das Baltikum, wie auch alle anderen ehemaligen Sowjetstaaten, vor vielen Herausforderungen. Eine war die Notwendigkeit und Verantwortung der Integration und Sicherung der Grundrechte zahlreicher ethnischer Minderheiten und Identitäten.
Zu Beginn der 90er Jahre war der prozentuale Anteil der autochthonen, also der ethnisch lettischen Bevölkerung und der der russischsprachigen Einwohner*innen beinahe gleich groß. Letztere stammten genealogisch meist aus Russland, der Ukraine, Belarus, oder dem Kaukasus und waren zum Zeitpunkt der wiedererlangten Unabhängigkeit teilweise schon seit mehreren Generationen Einwohner*innen Lettlands.

Das „Nicht-Bürger*innen-Gesetz“

Besagte ethnische Minderheiten erhielten allerdings keine vollwertige Staatsbürgerschaft, sondern nur den Status „Nicht-Bürger*innen“. Die lettischen Staatsbürgerschaftsgesetze verlangten von allen nach dem Zweiten Weltkrieg Zugezogenen eine spezielle Einbürgerung, wenn sie Staatsbürger*innen werden wollten. Dabei waren lettische Sprachkenntnisse, eine Loyalitätsverpflichtung und eine Mindestwohndauer von 15 Jahren auf dem Staatsterritorium verlangt. Diese Praxis wurde von jenen Menschen, die ihren Lebensmittelpunkt nach Lettland und Estland verlegt hatten, als Diskriminierung empfunden. Insbesondere die Zukunft ihrer Kinder sahen sie bedroht.
Aus Berichten des lettischen Verfassungsgerichts geht hervor, dass die offizielle Haltung in Lettland bis heute ist, nie jemanden staatenlos gemacht zu haben und „Nicht-Bürger*innen“ nicht staatenlos seien. Das „Nicht-Bürger*innen-Gesetz“ gelte für „ehemalige UdSSR-Bürger*innen, die keine Staatsbürger*innen Lettlands oder eines anderen Landes sind“. Des Weiteren wird betont, dass jene Menschen trotz zahlreicher diskriminierender Gesetze "im Wesentlichen" die gleichen Rechte wie lettische Staatsbürger*innen hätten und der Status nur vorübergehend sei- bis man sich eben dem Loyalitäts-Check unterzogen hat.
Um sich dieser wagen Zukunftsaussicht im “eigenen Land” und der Staatenlosigkeit zu entziehen, kehrten einige in ihre ethnische Heimat, beispielsweise Russland, zurück. Dies war möglich, weil Russland kurzzeitig allen Menschen aus den ehemaligen Sowjetrepubliken erlaubte, die russische Staatsbürgerschaft zu beantragen. Diejenigen, die stärker im Baltikum verwurzelt waren und dies nicht taten, sahen sich fortan mit den Mankos des Sonderstatus konfrontiert. Das verwehrte Wahlrecht, also ihre Möglichkeit, politisch zu partizipieren, ist eines davon. Die Entscheidung zur Einführung einer Unterscheidung zwischen Staatsbürger*innen und "Nicht-Bürger*innen" wird von vielen Betroffenen daher als eine Lösung politischer Natur wahrgenommen. Nach dem Zerfall der Sowjetunion stand die Frage der Schuld für die gewaltsame Annektierung Lettlands 1940 durch diese und die erlebten Repressionen unweigerlich im Raum. Die Angst vor einer erneuten Fremdherrschaft war groß. Das Problem der uneinheitlichen Interpretation der Geschichte ist bis heute ein gesellschaftliches Konfliktthema.

Verschobene Verantwortlichkeit

Die Nichtregierungsorganisation European Network on Statelessness (ENS) mit Sitz in London meint in diesem Zusammenhang, dass Nicht-Bürger*innen bis heute oft als „Okkupanten“ oder „Sowjetsiedler“ wahrgenommen werden, obwohl die historische Migration ins Baltikum zu Sowjetzeiten eigentlich überwiegend dem besseren Arbeitsangebot geschuldet gewesen sei. Auch das Institute on Statelessness and Inclusion (ISI), eine Menschenrechts-NGO, die sich weltweit für das Recht auf eine Staatsangehörigkeit und die Rechte von Staatenlosen einsetzt, schreibt: „Staatenlosigkeit kann auch das Ergebnis des Entzugs der Staatsbürgerschaft sein, der im Namen der nationalen Sicherheit durchgeführt wird, sich aber oft gegen politische Gegner und Menschenrechtsverteidiger richtet.“
Tatsächlich wäre aus rechtlicher Sicht auch ein anderer Weg möglich. Im Gegensatz zu Lettland und Estland wählte beispielsweise das Nachbarland Litauen zum Zeitpunkt der Wiederherstellung seiner Unabhängigkeit die „Null-Option", die allen Einwohner*innen eine gleichwertige Staatsbürgerschaft garantierte.

Unzureichende rechtliche Regelungen

In Lettland sei es allerdings entgegen politischer Versprechen und internationaler Vereinbarungen vor der der Unabhängigkeit zum "Entzug oder der Behinderung des Zugangs zur Staatsangehörigkeit und den damit einhergehenden Rechten" gekommen, erläutert der Politikwissenschaftler Aleksejs Ivashuk. Er ist Mitglied bei ENS, ISI und hat zusätzlich mit anderen staatenlosen Menschen Europas das Apatride Network gegründet. Dieses arbeitet unter der Maxime „Das Recht, Rechte zu haben” unter anderem mit dem UN-Flüchtlingskommissariat UNHCR zusammen. Er selbst wurde im Kindesalter staatenlos, obwohl seine familiären Wurzeln in Lettland auf über 100 Jahre rekonstruierbar seien, erzählt er.
Die Nichtanerkennung Lettlands seiner Staatenlosigkeit sei Absicht, um sich aus der Verantwortung zu ziehen. Er kritisiert, dass die rechtlichen Regelungen in Europa diesbezüglich generell unzureichend seien: „Viele Länder, insbesondere in der Europäischen Union besitzen kein offizielles Verfahren zur Feststellung von Staatenlosigkeit.“ Und wenn sie doch über irgendeine Art Verwaltung verfügten, werde Staatenlosigkeit zum Gegenstand willkürlicher Verfahren, welche für die Behörden leicht zu ignorieren seien.
Ivashuk sieht auch die Europäische Union in der Verantwortung. Denn im Zuge der Beitrittsbemühungen in die EU, haben sich die Gesetze insbesondere für Kinder von „Nicht-Bürger*innen“ stark verbessert. Diese dürfen seit 2020 beispielsweise nicht mehr in die Staatenlosigkeit hineingeboren werden. Dennoch gab es 2019 nach Angaben der lettischen Regierung immer noch 237.759 jener „Nicht-Bürger*innen”. Diesen werden nicht nur entscheidende nationalstaatliche Rechte, sondern auch Privilegien der EU entzogen, wie das Recht der Freizügigkeit, also das Recht, sich in der Europäischen Union frei zu bewegen, in jeden anderen Mitgliedstaat einzureisen und sich dort aufzuhalten. Ivashuk konstatiert, dass die EU die „goldene Chance verpasst“ habe, Lettland vor dem Beitritt 2004 stärker für seine Ethnopolitik zur Verantwortung zu ziehen.
Denn auch wenn die Einbürgerungsverfahren erleichtert werden, stellen sie nach wie vor eine Diskriminierung dar. In dem Buch „The last prisoners of the cold war” teilen „Nicht-Bürger*innen“ unterschiedlichen Alters, Geschlechts und ethnischer Herkunft ihre Geschichten und Perspektiven. Oft wird das Gefühl der Demütigung beschrieben. Obwohl Vladislav Andreyev, damals 28, die Einbürgerung als einen Prozess des Rückerwerbs dessen, was gestohlen wurde, betrachte, habe er sich dem Prozess unterzogen. Seine Hauptmotivation sei gewesen, das Wahlrecht zu erlangen, um das politische Leben in seinem Land zu beeinflussen, selbst unter ungerechten Regeln: „Ich musste meine Loyalität gegenüber dem Staat und mein Wissen über seine Geschichte unter Beweis stellen. Das ist ein abscheuliches und demütigendes Verfahren. Andere Letten, die direkt an meiner Seite leben, müssen nichts beweisen.“ Die Einbürgerung sei auch deswegen kein Allheilmittel gegen die Diskriminierung und Spaltung in Lettland, da viele russischsprachigen Menschen, vor allem die ältere Generation, die Prüfungen einfach nicht bestehen könnten und die Staatsbürgerschaft auch ohne gerichtliches Urteil verweigert werden könne, wenn die Loyalität eines Kandidaten als unzureichend erachtet werde.
Ivashuk sagt, um das weltweite Problem der Staatenlosigkeit zu lösen, müssten Rassismus, staatliche Behinderungen, Fehlinformationen und alle anderen Formen der Diskriminierung aufgedeckt und bekämpft werden. Staatenlosigkeit sei vielschichtig und komplex, ein Thema, das weltweit stattfinde - auch im Westen. Die Sensibilisierung und das Bewusstsein seien zentral und das, was er sich von Nicht-Betroffenen wünsche. Denn: „Wissen ist Macht - und die Stimmen der Staatenlosen müssen die Quelle für dieses Wissen sein.“

Von Amina Nasser (22), studiert Sozialwissenschaften

Eine Frau in Riga – Reportage über den Fleischmarkt

Sie schneiden, verkaufen und unterhalten sich über die Gänge hinweg. Hinter den Verkaufstresen des Rigaer Zentralmarktes stehen hauptsächlich Frauen. Eine Reportage über die Arbeiterinnen, die den Markt formen.

Eine Frau mit Plastikschürze und toupierten Haaren stellt ihr Handy auf den Fleischwolf und dreht. Während sie Hackfleisch zubereitet, schaut sie die Nachrichten. Neben ihr werden Schweineköpfe ausgelegt und Knochen halbiert. Sie nimmt das Handy vom Fleischwolf, füllt das Fleisch in eine Schale und telefoniert. Ihre Stimme geht in den Geräuschen der Halle unter. Über ihnen liegt der beißende Geruch der Markthalle.
Der 1930 eröffnete Rigaer Zentralmarkt befindet sich in den ehemaligen Lagerhallen für Zeppeline in Lettland, die während des Ersten Weltkrieges unter deutscher Besatzung errichtet wurden. Zur gewerblichen Nutzung kam es dann aufgrund der zentralen Lage der ohnehin vorhandenen Hallen, die den bisherigen Marktbetrieb um ein Vielfaches überstiegen. Heute ist das Gelände das größte seiner Art in Europa und insbesondere Anlaufpunkt für Tourist*innen.
Der Markt ist von 8 bis 17 Uhr geöffnet. Jeden Tag. Für die Frauen, die hinter den Verkaufstresen arbeiten, bedeutet das vor allem lange Arbeitszeiten in den stickigen Hallen. Davon gibt es insgesamt sieben, vier von ihnen sind derzeit mit Ständen besetzt. Neben den Fisch- und Gemüseabteilungen, die miteinander verbunden sind, fällt die isolierte Fleischhalle besonders ins Auge.
Die Halle I hat drei Eingänge für Besucher*innen. Von ihnen gehen die Gänge ab, an deren Rändern die Fleischtheken aufgereiht sind. Gelagertes Fleisch wird auf Rollwagen oder Einkaufswagen durch die Mitte gezogen und in den jeweiligen Verkaufsinseln zerkleinert. Fleischerhaken säumen die Rollwände, die die einzelnen Stände voneinander abtrennen. Sie durchziehen die Stände, bei denen es Fleisch- und Wurstwaren, Innereien und ganze Schweinehälften zu kaufen gibt.

Illustration: Franziska Auffenberg

Preis des Plauderns

Die wenigsten der Frauen, die hinter den Verkaufstheken stehen, wollen über ihre Arbeit reden. Neben ihnen stehen Männer in langen Kitteln, blutigen Handschuhen und beobachten ihre Schritte. Sie arbeiten vor allem im Hintergrund, zwischendurch laufen einige von ihnen Rinderhälften transportierend und Wassereimer tragend durch die Fleischhalle.
An einem Stand am Eingang arbeiten drei Generationen von Frauen. Die älteste von ihnen sitzt hinter der Fleischwaage und kontrolliert die Abmessungen. Die jüngste verkauft aus der Auslage heraus, sie ist für den Bezahlvorgang zuständig. Sie spricht Englisch, die anderen beiden Russisch. Alle haben ihren eigenen Verantwortungsbereich. Ihre Namen wollen sie nicht nennen. Sie fürchten Konsequenzen für sich selbst, wenn sie plaudern anstatt zu arbeiten, ihre Blicke schweifen unerlässlich durch den Raum. Neben ihnen steht ein Mitarbeiter des Marktes und beobachtet sie. Er teilt gerade Beine von einem Schweinekörper ab.
So geht es auch den Frauen am Stand gegenüber. Zwei von ihnen stehen auf Schneidebretter gestützt, den Kopf auf die verschränkten Arme gelegt. Sie haben gerade nichts zu tun. Vor ihnen liegt eine nicht leerer werdende Auslage voller Hühnerbeine. Große Teile ihres Arbeitsalltags bestehen aus diesem Vertrödeln von Zeit. Sie unterhalten sich flüsternd miteinander. Sobald ein Mann die Verkaufsinsel betritt, unterbrechen sie und zerschneiden bedachtsam Fleischbrocken. Verlässt er ihr Sichtfeld, entspannen sie sich wieder, so die Beobachtung. Auf dem Markt schmilzt das Arbeiten mit Fleisch zu einem routinierten Alltag zusammen. Zwischen den Fleischsägen stehen Handtaschen.
Eine Welt, in der die Bedeutung von Fleisch neu überdacht werden muss, wirft Fragen für die Rolle des Fleischmarktes in Riga auf. Nicht nur als Arbeitgeber, sondern gerade als Fixpunkt des Konsums. Während noch 2015 der durchschnittliche Jahresverbrauch von beispielsweise Schweinefleisch im urbanen Raum Lettlands bei ca. 16 Kilogramm pro Kopf lag, ist dieser bis 2019 bereits auf 14 Kilogramm gesunken. Und die Tendenz nach unten verstärkt sich weiter.
Die Corona-Pandemie hat dafür gesorgt, dass der Markt zu einem zentralen Arbeitgeber wurde. Während Restaurants und Geschäfte schließen mussten, blieb er bestehen und sicherte so vielen Menschen ein geregeltes Einkommen. Eine Fleischverkäuferin erzählt, dass sie vor der Pandemie als Köchin in einem Restaurant gearbeitet hat. Jetzt arbeitet sie auf dem Markt. Zu den Arbeitsbedingungen und Gehältern dort äußert sie sich jedoch nicht.

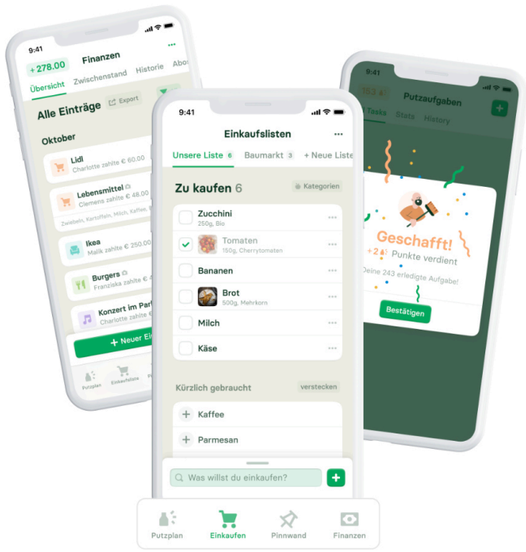
„Big market"

Eine Kundin mit Strohhut und rollbarem Einkaufskorb läuft durch den Mittelgang der Fleischhalle. Sie weiß genau, wo sie hinwill. Ein bis zwei Mal pro Woche sei sie hier, erzählt sie. In ihrem Einkaufskorb befinden sich bereits Tomaten und Petersilie vom Gemüsemarkt, jetzt wolle sie noch Fleisch kaufen. Auf die Frage danach, wie sie die Atmosphäre der Fleischhalle empfindet, antwortet sie ausweichend, dass sie eigentlich kein Fleisch möge. „Es ist aber praktisch, alles an einem Ort zu haben", summiert sie. Sie verabschiedet sich mit „Auf Wiedersehen". Mehrere Jahre hat sie Deutsch in Riga gelernt, jetzt spricht sie überwiegend Lettisch. Die Fragen hat sie auf Russisch beantwortet.
Ein paar Stände weiter erzählt eine Mitarbeiterin über ihren Alltag auf dem Markt. Sie arbeitet schon über zehn Jahre hier, auf dem „big market", wie sie ihn nennt. Sie trägt eine übergroße Sonnenbrille. Nachmittags habe sie eine Augenoperation. Am nächsten Tag steht sie dann wieder hinter dem Tresen. Wie ihre Kolleginnen arbeitet sie jeden Tag von früh bis spät.
An ihrem Stand bietet sie Wurst und Speck aus Dzūkija, dem Südosten von Litauen, an. Den besten, wie sie meint. Das komme vor allem durch das Einlegen in Salz und die Lufttrocknung, berichtet sie stolz, während sie großzügig Speckstücke zerlegt. Sie lässt alle Kund*innen probieren. Auch für sie sind Arbeitsbedingungen ein Tabuthema. Auf die Frage nach ihrem Namen winkt sie ab. Sie sei nur eine Frau in Riga.

Von Malin Kraus (23), studiert Deutsche Literatur

Flatastic

Und der Haushalt? Läuft.



Zusammenleben ist toll, aber nicht immer einfach. Flatastic hilft euch bei der Organisation von allem was im Haushalt so anfällt. Damit mehr Zeit und Energie für die schönen Dinge bleibt.

Für

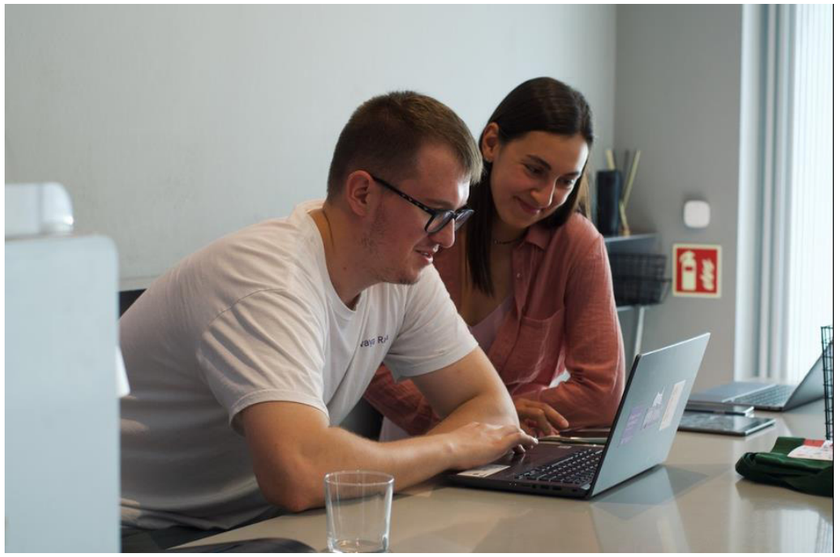
WGs Pärchen Familien

Flatastic herunterladen:

www.flatastic-app.com

Lettland

Novaya Riga: Ein Exil für russisch-sprachige Literatur



Fotos: Rahel Bueb

George und Anastasia: Zwei der Mitarbeiter*innen des russisch-sprachigen Buchladens "Novaya Riga".

In der lettischen Hauptstadt Riga liegt der von Nikita, Anton und Natasha gegründete russischsprachige Buchladen „Novaya Riga", zu Deutsch: Neues Riga. Damals fehlte den dreien in ihrer Stadt ein Ort, an dem ein Austausch über moderne Literatur stattfinden kann. Heute ist Novaya Riga in erster Linie bei jungen Menschen und russischen Intellektuellen im Exil geschätzt.

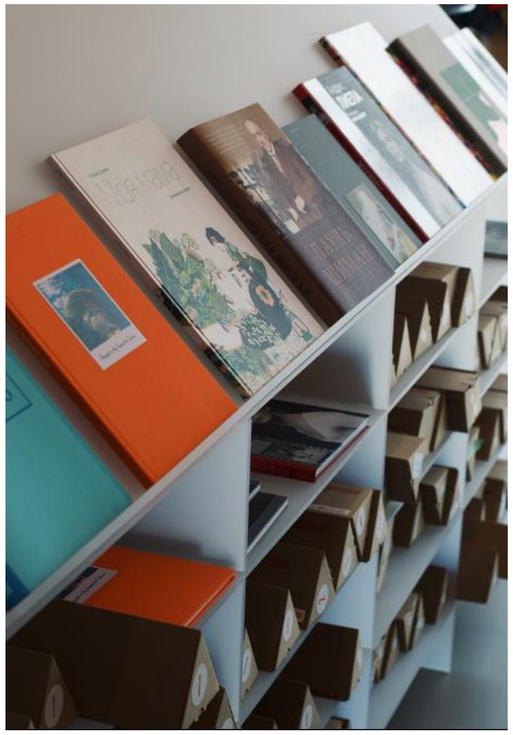
Von außen betrachtet wirkt Novaya Riga unauffällig. Es scheint, als wäre das Geschäft geschlossen, da kein Tageslicht durch die abgedunkelten Fensterscheiben hineinfällt - beinahe so, als wolle der Laden etwas verheimlichen. Nach dem Öffnen der Tür zeigt sich ein moderner Raum mit lilafarbenen Akzenten. Die Bücher sind nach Genres, teils nach Farben geordnet. Hinter der Kasse stehen zwei Mitarbeiter*innen des Ladens: George und Anastasia. George arbeitet in dem Buchladen, weil er Literatur liebt und Novaya Riga der modernste Buchladen Rigas ist. Anastasia hat hierher gefunden, da sie aus Russland floh, kein Lettisch sprach und Arbeit brauchte.

George und Anastasia lächeln uns freundlich an. Gerne führen sie uns durch das Geschäft und durch die Weiten der russischsprachigen Literaturlandschaft: Philosophie, Gender Studies, Psychologie oder Geschichte. Was die Werke in Novaya Riga vereint? Sie alle wurden auf Russisch verfasst oder übersetzt, viele von ihnen wurden aus Russland verbannt.

George zieht ein Buch aus dem Regal. Es erzählt die Geschichte von Menschen, die im nationalsozialistischen Deutschland unter der Mobilisierung litten: „Das hier war sehr beliebt, als Putin die Invasion der Ukraine begann", sagt er nachdenklich. Auf dem dunkelroten Buchcover schimmert in schwarzen Lettern eine kleine 18. Wir sind irritiert und fragen nach. „In Russland muss man 18 Jahre alt sein, um das Buch zu kaufen. Das ist immer dann der Fall, wenn Bücher „starke" Inhalte haben und dem russischen Staat zufolge „gefährliches" politisches Gedankengut vermitteln könnten. Diese Bücher liegen eingeschweißt oder mit Papier umwickelt in den Buchläden, damit es nicht möglich ist, einfach so auf sie zuzugreifen", erklären uns die beiden Buchhändler*innen. Oftmals trifft diese Art von Zensur auf Autor*innen zu, die in Russland als sogenannte „ausländische Agenten" betitelt werden. Bei ihnen handelt es sich um Personen oder gesellschaftliche Organisationen, die durch europäisches Gedankengut beeinflusst oder „aus Europa finanziert" seien.

Ein Werk, das von dieser Zensur betroffen sei, ist der berühmte Roman 1984 von George Orwell. Dieser werde in Belarus "zwar noch verkauft, aber nicht mehr gedruckt", wie George schildert. Der Gedanke, dass ausgerechnet auf dieses Buch nicht mehr ohne weiteres zugegriffen werden kann, löst bei uns das Gefühl aus, Orwells totalitärer Überwachungsstaat werde im belarussischen Nachbarland zur Realität.

Anastasia unterbricht unser Gespräch kurz. Ob wir gerne einen Kaffee hätten oder ein Gebäck? Sie weist auf die Vitrine hinter der Theke, in der fein säuberlich geordnetes Gebäck liegt. Die Buchhändler*innen möchten, dass Novaya Riga auch zu einem Ort des Austausches und Zusammenkommens wird. Also nicht bloß ein Buchladen, sondern auch ein kultureller Raum. Deshalb auch das kleine Café über den Buchladen verteilt mit Tischen und Stühlen, die so positioniert sind, dass die lettische Nationalgalerie auf der gegenüberliegenden Seite betrachtet werden kann. Ein Ort also, an



In Novaja Riga ausgestellte Bücher und Magazine.

dem man sich aus dem hektischen Stadtleben zurückziehen und für ein paar Stunden den auf vielen Ebenen bedrückenden (politischen) Zustand der Welt vergessen kann.

George und Anastasia sprechen gerne über Bücher und über Novaya Riga als Ort des kulturellen Austauschs. Weniger gerne erzählen sie von persönlichen Erfahrungen mit russischer Repression. Kurz deuten sie an, dass manche Besucher*innen des Buchladens in der Tat aggressives Verhalten an den Tag legen, wollen aber nicht weiter darauf eingehen. Eigentlich möchten sie, dass Novaya Riga ein Ort der Unterstützung und Unterhaltung ist. Und im Namen dessen treten sie auf. Denn ein Buch zu kaufen, das sei wie eine kleine Therapie: „Man hat Zeit für sich und seine Gedanken." Es ist nicht so, dass die Menschen, die hinter Novaya Riga stehen, keine politische Meinung haben. Sie alle positionieren sich klar gegen den Krieg, was auch von im Laden verkauften Plakaten mit der Aufschrift „Kein Krieg" verdeutlicht wird: „Nun, wir haben unsere Position sofort bekannt gegeben; wir sind auch alle derselben Meinung: Wir sind gegen den Krieg."

Nach unserer Führung durch die Kultur-und Literaturlandschaft Novaya Rigas, bleibt eine Frage offen: Wie wird sich Novaya Riga in Zukunft entwickeln? George überlegt kurz. Sie wollen multilingualer werden und nicht bloß russischsprachige, aber auch lettisch- und englischsprachige Literatur verkaufen. Damit wollen sie Menschen mit unterschiedlichen sprachlichen und kulturellen Hintergründen zusammenbringen - in dem, was sie alle vereint - ihrer Liebe zur Literatur.

Von Hannah Isabella Schlünder (19), studiert Geschichte
und Rahel Bueb (25), studiert Global History

Lettland

Im Atelier – die Illustratorin Elīna Brasliņa

Illustration: Elīna Brasliņa

Elīna Brasliņa ist lettische Künstlerin und Illustratorin. Sie wechselt jeden Tag zwischen Wohnung und Atelier, dann zwischen Simone de Beauvoir und Judith Butler. Elina ist Feministin in Riga.

Frauen sollen nicht weinen. Das proklamiert der Titel der bisher größten kollektiven Ausstellung von Frauen in Riga. Eine von ihnen ist Elīna Brasliņa. Das Selbstporträt auf ihrer Website zeigt sie mit kurzen Haaren, in denen eine Brille steckt. Die Künstlerin und Illustratorin lebt mit ihrer Familie in Riga. An der lettischen Kunstuniversität hat sie Grafikdesign studiert. Noch während ihres Studiums fertigte sie Figuren und Fotografien an, die jetzt in der feministischen Ausstellung im Lettischen Nationalmuseum der Kunst zu sehen sind. Aber was heißt es für Elīna, feministische Kunst zu machen?

Im Atelier

Wir treffen Elīna in einem Vorort von Riga. Direkt am Wasser, in einer grauen Siedlung, liegt ihre Wohnung. Davon hat sie zwei gemietet, eine mit ihrer Familie und ein Atelier im Stockwerk darunter, das sie sich mit ihrem Mann teilt. Es ist eine Ein-Zimmer-Wohnung mit Einbauküche. Hier gibt es eigentlich alles, was Elīna zum Arbeiten braucht. Ihr Arbeitszimmer hat sie erst kürzlich hier eingerichtet. “Bücher kommen später”, sagt sie, “die stehen noch alle im alten Arbeitsraum.” Elīna kann sich erst seit kurzem eine eigene Wohnung zum Arbeiten leisten. Das hat sie früher immer von zuhause gemacht, aber seit sie ein Kind hat, sei das einfach nicht mehr möglich.

Elīna illustriert hauptsächlich Kinderbücher. Ein Brotjob, wie sie ihn nennt, der aber auch Spaß macht. Kunst grenzt sie davon ab, sowas muss man sich leisten können, betont sie. Der Spagat zwischen Pflichtbewusstsein als Geldverdienerin und ihrer Identität als Künstlerin sei da nicht immer einfach.
Die Kuratorin von "Don't cry” hat Elīna explizit für die Ausstellung angefragt. Schon vorher hatte sie an einzelnen Ausstellungen teilgenommen, aber in dieser Größe hat sie noch nicht gearbeitet. Umso erstaunlicher findet sie es, dass gerade ein Werk aus ihrer Studienzeit, also den Anfängen ihrer Arbeit und ihres Weges in den Feminismus, für die Ausstellung ausgewählt wurde. Der Kalender, eine philosophische Feminismus-Übung, macht auf ironische Weise deutlich, welchen Themen welches Maß an Aufmerksamkeit gewidmet wird. “Man könnte es als Einführung verstehen, wenn man will. Feminismus 101”, sagt Elīna und schmunzelt. “Mir geht es nicht darum, wütende Texte zu machen, sondern vor allem zugängliche.”
Das Werk geht auf ihre Lieblingsbücher ein. Butler, Beauvoir, Foucault – Elīna hat sie aufgelistet. Das sind auch die Bücher, die noch in das neue Büro kommen sollen. Als Nachschlagewerke oder tägliche Lektüren, wie sie meint. Daraus entstehen schließlich ihre Bilder und Texte.

Elīna illustriert hauptsächlich Kinderbuchliteratur. Darin geht es auch um Themen, die ihr wichtig sind, wie Feminismus, Sexualität und Gleichberechtigung. In dem 2022 erschienenen Buch “Kati will Großvater werden” sind Illustrationen von Elīna zu sehen. Sie arbeitet mit ausdrucksstarken Farben, denn die Bilder sollen auch eine Geschichte erzählen. Sie hat bisher rund 30 Titel illustriert, viele wurden übersetzt und international veröffentlicht – insbesondere queere Geschichten.

Feministische Arbeit

“Ich beschäftige mich hauptsächlich mit den Erfahrungen von Frauen”, erzählt Elīna auf die Frage nach einem Motiv ihrer künstlerischen Arbeit. “Mir geht es darum, sichtbar zu machen, welche körperlichen Geschichten zu erzählen sind.”
Feminismus bedeutet für Elīna vor allem die Gleichberechtigung von Männern und Frauen. Seit sie selbst Mutter geworden ist, beschäftigt sie aber vor allem die stereotypische Rollenzuschreibung der Mutter als so genannte Sorgearbeiterin. Feminismus sollte nicht als Nische verstanden werden, findet sie. Das sei die Gefahr der feministischen Kunst, wie sie häufig präsentiert wird. Feministische Kunst sollte zur Selbstverständlichkeit werden, nicht zum Novum.
Dass an der Ausstellung nicht nur Frauen teilnehmen, die sich selbst als Feministinnen bezeichnen, setzt Elīna mit der Historie Lettlands in Beziehung. Viele von ihnen haben Schwierigkeiten mit dem Begriff des Feminismus, der unter sowjetischer Besatzung stark negativ, sogar beleidigend konnotiert war. Elīnas Beobachtung ist, dass das jetzt langsam als Haltung aufbricht. Deshalb sei es umso wichtiger, dass sich der Kreis aus Künstlerinnen in Riga erweitere. “Sonst sind es immer dieselben Leute”, sagt sie.

Elīna ist jetzt 35 Jahre alt. In ihrer Generationen gehe man positiv mit Feminismus und Gender um, in älteren Generationen sei das anders. “In den Anfängen der 90er war hier pures Chaos”, erzählt sie. Erst mit der Unabhängigkeit Lettlands konnten sich neue Konzepte und Fragen formen. Für Elīna ist besonders wichtig, dass sie sich mit Frauen austauschen kann, die sich ebenfalls mit feministischen Themen auseinandersetzen. Sexistische Kommentare gebees zwar zwischendurch, gerade wenn es um queere Kinderbuchliteratur geht, aber für Elīna ist das kein Grund, damit aufzuhören. “Glücklicherweise wurde ich noch nie persönlich bedroht wegen meiner Arbeit und Haltung”, berichtet sie.

Im Schatten des Krieges

“Nach Kriegsausbruch waren alle wie gelähmt. Wir haben uns in Internetforen ausgetauscht und wussten nicht, wie es weitergeht. Wir sind uns der Präsenz des Krieges durchaus bewusst und auch der Gefahr, die von Russland für feministische Themen ausgeht. Aber wir lassen uns davon nicht unterkriegen.” Elīna hat dazu eine persönliche Erfahrung, denn ein von ihr illustriertes Kinderbuch wurde in Russland veröffentlicht. Es bekam einen 18+ Stempel und wurde mit dem Begriff “gay propaganda” gekennzeichnet. Der Verlag musste kurz nach der Veröffentlichung aufgelöst werden. Das ist ihre Arbeit im Schatten des Krieges.

“Meine größte Herausforderung ist das absolute Fehlen von Zeit. Seit ich Mutter geworden bin, muss ich umso mehr überlegen, ob ich es rechtfertigen kann, Kunst für Ausstellungen zu machen. Für eine Ausstellung zu Mutterschaft habe ich kürzlich mehrere kleine Zeichnungen angefertigt, das hat unheimlich viel Ressourcen gekostet. Auch so eine Arbeit muss ich abwägen.” Nach dem Interview setzt Elīna sich wieder an den Schreibtisch und zeichnet.

von Malin Kraus (23), studiert Deutsche Literatur

Lettland

Rug Times – Feature zur Textil-Triennale in Riga

Die Textil-Triennale in Riga findet dieses Jahr zum siebten Mal statt. Zur Frage „Quo vadis" haben 79 internationale Künstler*innen Antworten gefunden. Die Kuratorin Velta Raudzepa hat jede dieser Ausgaben begleitet – mit einem eindeutigen Fazit.

Dieses Jahr ist alles anders. Statt der üblichen drei Jahre zwischen den einzelnen Ausstellungen sind nun fünf Jahre seit der letzten Ausgabe der Textil Triennale vergangen. Die Verzögerung ist durch die Corona-Pandemie entstanden, eine digitale Version kam für das Kurationsteam nicht infrage. Lieber behandeln sie die prägende Zeit mit weiteren Werken unter dem Themenschirm "Captured in reality" als integraler Bestandteil der Triennale.

Zum Thema „Quo vadis" wurden Anfang 2023 von einer Jury in Riga 79 Künstler*innen ausgewählt, die sich mit textilen Exponaten im Rahmen einer offenen Ausschreibung beworben hatten. Die Anzahl der Bewerber*innen, so Velta, steige mit jeder Triennale weiter. In diesem Jahr sind es 273 gewesen. Die finalisierten Exponate befinden sich in der Georg-Kirche in der Rigaer Altstadt. Es ist das älteste Gebäude Rigas und, wie Velta findet, ein durchaus geeigneter Ort für die Triennale. Weitere Exponate sind in der Bourse von Riga, nur ein paar hundert Meter weiter, ausgestellt.

Pandemiezeit

Der polnische Künstler Jonathans E. Jurkovskis verarbeitet seinem komplett schwarzen, von der Decke hängenden Netz die erlittenen Verluste in der Pandemie und das Schwinden. Die gestrickte Kunst ist vier, Jurkovski nahestehenden Menschen gewidmet, die während der Covid-19-Pandemie gestorben sind. Dennoch ist der Titel hoffnungsvoll. „Mandorla for Heaven" impliziert, dass der Tod nicht nur ein Ende, sondern gleichzeitig auch ein Anfang bedeutet, erklärt uns Velta Raudzepa.

Seit der Gründung ist sie leitende Kuratorin. Jede Ausgabe der Triennale, so erzählt sie, habe dabei eine spezielle Wirkung. Die letzte, zum Thema Identität, habe sie tief bewegt. Dieses Jahr, in dem die Künstler*innen sich mit der Frage unserer Zukunft beschäftigen, sei dieser Effekt noch größer. Und besorgniserregender.
Die derzeitige Triennale hat den 79 ausgewählten Künstler*innen die Frage gestellt, wohin es gehen soll. Die Antworten darauf sind vielschichtig, teilen aber die Erkenntnis, dass einschneidende gesellschaftliche Ereignisse wie Krieg niemanden unberührt lassen. Velta Raudzepa sieht in der Triennale vor allem den politischen Gehalt der Kunst, wie sie hier präsentiert wird: „Diese Triennale zeigt, dass sich Kunst in vielerlei Hinsicht verändert hat." Die Textilien erzählen Geschichten und Wahrheiten, berichten von Narben und Hoffnungen. Eigentlich könnten Künstler*innen auch als Journalist*innen verstanden werden, meint Velta, „so wie ihr", sagt sie und schmunzelt.

Das aktivistische Potential von Kunst erkennt auch Silvia Piza-Tandlich aus Costa Rica.
„All dressed up with nowhere to go" ist ein Textilbild aus organischen und synthetischen Materialien. Gewebt, appliziert und bestickt zeigt es eine farbenfroh-festliche Figur im Camp Style. Doch die fröhlich wirkende Textilallegorie trügt. Das Objekt ist viel eher eine Bestandsaufnahme mit ernster Essenz. Neben dramatischen Folgen der Pandemie für Mensch und Natur, sieht die Künstlerin die Autonomie und Einzigartigkeit des Textilgenres an sich gefährdet. Diese außergewöhnliche Reflexion gegenwärtiger gesellschaftlicher Herausforderungen, ob Diskriminierung, Klimawandel oder Krieg, ist ein Aufruf zur Kreativität beim Umgang mit dem Ernst der Realität. Piza-Tandlich schreibt zu ihrem Werk: „Wenn es niedlich aussieht, wird es vielleicht niemanden vor den Kopf stoßen? Doch die Realität ist für mich und für uns alle grausam, und es ist eine Mahnung, innezuhalten und zu überlegen, wohin gehst du wirklich?"

Mutterschaft

Velta betreut den Teil der Triennale, der zum Museum für dekorative Kunst in Riga gehört. Sie kennt die Biografien aller ausstellenden Künstler*innen. Einige davon, erzählt sie, seien ihr besonders ans Herz gewachsen. Lieblingsexponate hat sie natürlich, doch verrät sie nicht, um welche es sich handelt. Stattdessen führt sie mit geübtem Blick durch den Raum und verharrt am Objekt von Helena Vadsleja, eine kanadische Künstlerin, die sich mit „Cradle to Grave… (In Sorrow Thou Shalt Bring Forth Children)" der Frage nach Mutterschaft widmet. Von der Decke hängen Socken, bestickt mit jeweils XX, dem weiblichen, oder XY, dem männlichen Chromosomen. Die Strümpfe gehen auf eine britische Tradition zurück. Sie werden ein Leben lang gestrickt, um sie schließlich zu Grabe zu tragen. Vadsleja entschied sich, diesen Akt des Strickens mit der Frage nach Mutterschaft zu verbinden. Denn die meisten der Eizellen, mit denen Frauen geboren werden, sterben vor Beginn der Pubertät ab. Während durch das Stricken kontinuierlich ein Objekt entsteht, verschwinden Eizellen sukzessiv im Verlauf des Lebens. Die beiden Strümpfe, bildlich einem Uterus angenähert, bilden einen Teil der Ausstellung aus, in dem es dezidiert um Frauen geht.
Die Künstler*innen selbst, erklärt Velta, sind divers zusammengesetzt. Der Bewerbungsprozess zur TextilTriennale ist anonym konzipiert, sodass weder Alter noch Geschlecht der Bewerber*innen die Entscheidungen der Kuration beeinflussen.

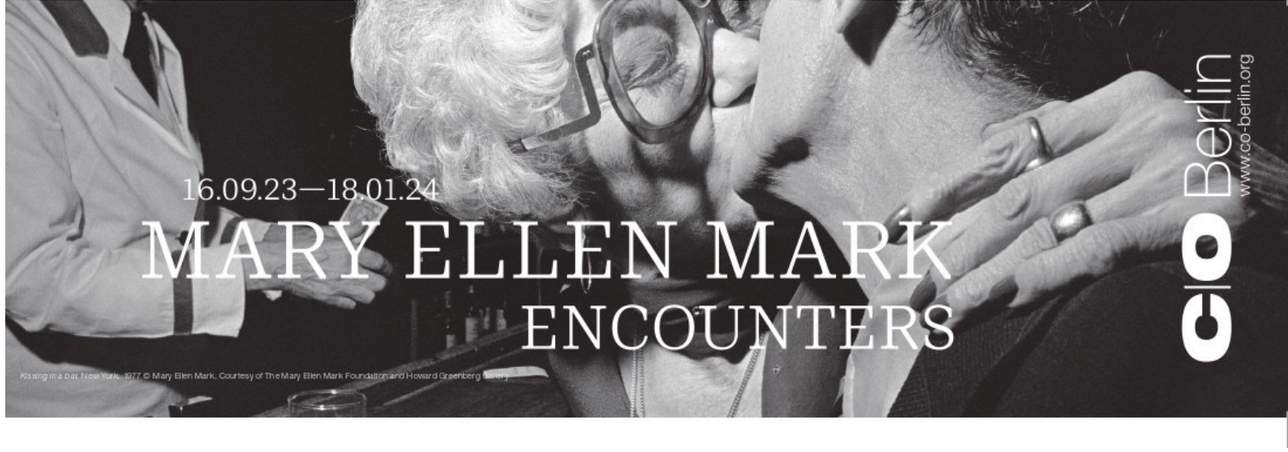
Vogelperspektive

Das Exponat von Dzintra Vilks trägt den Titel „Before the Road". Zu sehen sind eingeschnürte Vögel auf Ästen, vertikal übereinander gestapelt. Sie schauen in unterschiedliche Richtungen, aber halten sich eng aneinander gedrängt. Sie bestehen aus Leinen, Baumwolle, synthetischen Fasern, Glas und Plastik.
Die 1948 geborene lettische Künstlerin hat mit diesem Kunstwerk einen exemplarischen Beitrag dafür geliefert, welchen drastischen Einfluss der Krieg auf die Kunst hat. Denn was als künstlerischer Beitrag zum Thema Migration geplant war, lässt sich seit der russischen Invasion der Ukraine nur noch als Beitrag über die Flucht vor dem Krieg lesen. Erst im vergangenen Jahr war ihre Solo-Ausstellung „Still Life with a Migratory Bird" im Lettischen Nationalmuseum der Kunst zu sehen. Ihre Perspektive hat sich von Vögeln zu Menschen verschoben.

Vögel sind ein beliebtes Motiv der diesjährigen Triennale. Sie symbolisieren nicht nur Migration, sondern können auch Folgen des Klimawandels aufzeigen. Darauf weist die amerikanische Künstlerin Carol Eckert hin. Mit ihrem Ausstellungsobjekt „Ghost Flock", das aus einzelnen, von der Decke hängenden Vögeln besteht, lenkt sie die Aufmerksamkeit auf eine aussterbende Vogelart, den Pfuhlschnepfen. Diese leben bevorzugt in Feuchtgebieten – die aber aufgrund des Klimawandels immer rarer werden. Eckert häkelt die gefährdeten Pfuhlschnepfen nach – aus Baumwolle und Leinen. Die Technik ist nicht beliebig, sondern in den Kunstprozess eingebunden. Die Verbindung von Mensch und Natur wird durch den Vorgang des Häkelns betont, wirft aber gleichzeitig Fragen über die Zukunft von einerseits Handwerk und andererseits Lebensraum auf.

Velta schließt unseren Besuch und die Ausstellung mit „Shit Happens". Ein schwarzer, handgeknüpfter Teppich übersät mit weißen, imitierten Vogelfäkalien. Krista Lesis Inspiration waren Vögel in Tallinn, die überall ihren Kot hinterlassen. Der Teppich, unter anderem auch Zeichen für die natürliche Umwelt und Biodiversität, ist gleichzeitig ein metaphorischer Spiegel für die gegenwärtig wortwörtlich beschissene Realität. Pandemien, Krieg und Klimawandel entziehen sich mehr oder weniger unserer Kontrolle. Das Objekt ist ein Aufruf zur Hinnahme und Akzeptanz dieser unumgänglichen Tatsache, um die Hoffnung nicht zu verlieren. Es sind eben Rug Times.

von Amina Nasser (22), studiert Sozialwissenschaften
und Malin Kraus (23), studiert Deutsche Literatur



Kunst trifft Geschichte(n) - Die Kunstakademie Lettlands

Fotos: Rahel Bueb

Ein Spiegel im Aufenthaltsraum des Studiengangs Malerei gibt eine rote Leuchtschrift wieder, die “alles ist falsch” auf Lettisch besagt - allerdings in kyrillischer Schrift.

Für die Menschen an der Kunstakademie Lettlands, der Latvijas Mākslas akadēmija, hat sich seit dem Krieg einiges verändert, doch das Leben geht weiter. Im Zentrum der Hauptstadt, unweit des Parlaments, stellt diese Universität eine Welt für sich dar.

„Es ist wie Hogwarts”, sagt eine junge Kunststudentin im Hauptgebäude an der Kalpaka bulvāris 13 lächelnd. Das rote Backsteingebäude wurde von dem deutsch-baltischen Architekten Wilhelm Bockslaff entworfen, vor der Gründung der Akademie waren hier deutsche Sprachschulen angesiedelt. Die Kunstakademie existiert bereits seit 1919. Sowohl während der deutschen Besatzung im Zweiten Weltkrieg, als auch während der sowjetischen Okkupation, wurde der Universitätsbetrieb weitergeführt.
Der heutige Vizerektor Andris Vitolins, selbst bildender Künstler, ist 48 Jahre alt und so etwas wie die Seele der Universität. Er kam 1996 im Alter von 21 Jahren an die Akademie - zuerst als Student, später als Mitarbeiter. In seinem Büro, in welchem er sich hauptsächlich aufhält, zeigt er auf einen Stuhl mit geschnitzten Verzierungen: „Viele Dinge hier haben eine interessante Geschichte. Dieses Möbelstück zum Beispiel hat die regierungstreue Universitätsleitung während der Sowjetzeit weggeworfen, weil es ihr zu bourgeois war”. Heute befindet es sich wieder an seinem alten Platz. Vitolins führt uns weiter durch einen Gang, in dem sich die Büste eines ehemaligen Professors befindet, im Stil des sozialistischen Realismus. „Die ist aus Sowjetzeiten. Man hat unendlich viele Statuen in diesem Stil produziert, in jedem Dorf kann man so etwas finden.", erklärt er.
Nicht nur Andris Vitolins ist tief verwurzelt an der Kunstakademie Lettlands, auch die Studierenden fühlen sich verbundener mit ihr, als das wohl viele andere Studierende mit ihren Universitäten tun.

Eine von ihnen ist Alise Builevica. Ursprünglich in einem kleinen Ort Lettlands aufgewachsen, studiert sie heute im Masterstudiengang Malerei in Riga. Auf der sonnigen Dachterrasse eines unter Studierenden sehr beliebten Cafés überlegt Alise, wie es dazu kam, dass sie Künstlerin wurde. Sie erzählt, wie sie bereits als kleines Kind unheimlich gerne Malstifte in Händen hielt und wie sie ihre ehrgeizige Mutter in zwei Schulen gleichzeitig steckte: Tagsüber in die ‘normale’ Schule, abends in eine Kunstschule für Kinder, und wie sie schließlich an der Kunstakademie ihren Stil neu entdeckte.
Alise erinnert sich, dass sie lange Zeit sehr traditionell malte, da sie sich nicht traute, ihre Gedanken und Gefühle in ihrer Kunst zum Ausdruck zu bringen. An der Akademie fiel diese Angst von ihr ab: „Wenn du hier ankommst, fragen dich die Professoren ganz direkt: ‘Okay, was ist dein Ding?’.” Heute spielt Alise in ihrer Kunst mit der Frage, was real ist. Sie wird inspiriert durch den magischen Realismus, die Verschmelzung der alltäglichen Wirklichkeit mit einer magischen Realität. Diese Strömung spielt häufig mit Träumen oder Halluzinationen, wie sie erklärt.

Wenn sich Prioritäten auf einmal verschieben

Auf den Angriffskrieg auf die Ukraine angesprochen, erzählt Alise, dass sie sich zum Zeitpunkt der Invasion mit ihrer Bachelorarbeit beschäftigte. Wie viele Lett*innen beschreibt sie den Moment, als sie vom Angriff Russlands erfuhr, als einschneidendes Erlebnis. „Auf einmal erschien alles Andere nebensächlich.” Es kam ihr absurd vor, sich über Dinge wie die Bachelorarbeit, ihre Bilder oder die Universität den Kopf zu zerbrechen: „Plötzlich verschieben sich deine Prioritäten. Natürlich war das beängstigend”.
Unweit der Kunstakademie befindet sich die russische Botschaft. Wohl auch deshalb war es für Alise und einige ihrer Kommilitonen*innen naheliegend, an den dortigen Protestaktionen teilzunehmen. Gelähmt durch das Geschehene war es ihnen ohnehin nicht möglich, sich auf den Alltag einzulassen. „Einmal trafen wir uns frühmorgens vor der russischen Botschaft und haben mehrere Stunden geschrien - wie vor Schmerzen”, erinnert sie sich.
Obwohl der anfängliche Schock sehr groß war, erzählt Alise, dass zwangsläufig wieder eine Art Alltag eintrat. „Irgendwann schaffst du es, aus diesem Kreis auszubrechen, in dem du den ganzen Tag nur Nachrichten konsumierst. Trotzdem war es hart, irgendetwas anderes zu tun; gerade zu Anfang.” Die Lage in Lettland habe sich mittlerweile zwar etwas beruhigt, doch spüre man noch immer die Auswirkungen des Krieges, auch die ökonomischen. „Aber so ist es nun einmal gerade.", sagt sie resigniert.

Geschichten aus früheren Zeiten

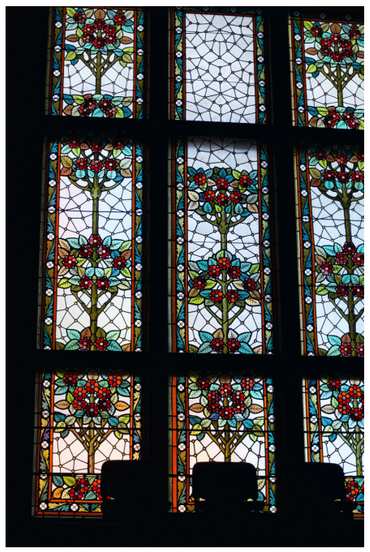
Alise ist zwar in einem unabhängigen Land aufgewachsen, doch kennt sie die Geschichten ihrer Großelterngeneration nur zu gut. Die Angst vor einer Invasion scheint tief in ihr verwurzelt: „Auf eine gewisse Weise habe ich das Gefühl, dass ich da schon einmal durchgegangen bin”.

Vizerektor Andris Vitolins vor dem alten, aber noch immer funktionierenden Uhrwerk des Gebäudes.

Alise im Innenhof der Kunstakademie.

Aber natürlich stehe sie weiterhin in Kontakt mit ihren russischsprachigen Freund*innen. Warum auch nicht, meint sie achselzuckend. „Es sind ja auch nur Menschen.” Von einer unangenehmen Spannung seit dem Krieg sei zwischen ihnen ebenfalls nichts zu spüren. Vielleicht habe sie aber auch einfach Glück, dass man sich in den relevanten Dingen einig sei.
Auch Vitolins bereitet die aktuelle politische Situation Sorgen. Er beschreibt die aus seiner Sicht andere Mentalität, die in der Sowjetunion geherrscht habe: „Ein einzelnes Leben hatte damals nicht viel Wert. Menschen wurden eher als Ressource, nicht als Individuen betrachtet.“ Diese Einstellung sei in Russland auch heute wieder zu finden, wie sich aktuell durch den Angriffskrieg zeige, in dem junge Menschen an der Front „verheizt“ würden. Von Riga aus sind es nur etwa zwei Stunden bis zur russischen Grenze. So habe zu Anfang der Invasion auch hier blanke Panik geherrscht. An der Universität habe man innegehalten und zunächst aufgehört, Kunst zu machen.
Nach und nach habe der Krieg die Kunstszene auf weiteren Wegen beeinflusst: Durch die Ankunft ukrainischer Geflüchteter und politischer Minderheiten, die aufgrund von Verfolgungen aus Russland nach Riga kamen. „Die neuen Ankömmlinge befinden sich allerdings in einer Art von Blase. Ihre Kunstszene bleibt eher unter sich“, stellt Vitolins fest.
Stark diskutiert wurde auch die Absage der Biennale Riboca (Internationale Biennale für Gegenwartskunst in Riga). Diese wurde von Agniya Mirgorodskaya, der Tochter des russischen Oligarchen Gennady Mirgorodsky, gegründet und deshalb als nicht mehr tragbar angesehen.
Russland versuche, die lettische Gesellschaft zu spalten, sagt Vitolins: „Sie haben diese imperialistische Anspruchshaltung an unser Land.“ Die Schwere aktueller politischer Ereignisse zieht auch hier an der Kunstakademie Lettlands nicht leichtfertig vorbei - doch sie wäre kein Ort voller kreativer Köpfe, wenn keine Umgangsformen damit gefunden werden könnten.

Von Rahel Bueb (25), studiert Geschichte
und Pia Wieners (25), studiert Philosophie



Im Inneren der Kunstakademie Lettlands: Eine mit Blumen und Ornamenten verzierte Fensterscheibe.

Lettland

Jung und lettisch: „Ich bin in meiner Bubble geblieben“

Russlands Angriff auf die Ukraine veränderte für Lettland alles – oder gar nichts, je nachdem, wer spricht. Junge Menschen in Riga kämpfen mit ihren Identitäten, obwohl sie in Lettland geboren sind. Drei von ihnen erzählen von ihren Gedanken und Gefühlen.

Seit August 1991 ist Lettland unabhängig von der Sowjetunion. Der oft als fremd empfundene Staat ist abgezogen, aber er hat Überbleibsel hinterlassen. Etwa 33 Prozent der lettischen Staatsbürger*innen sprechen heute noch russisch als Muttersprache. Das bietet einen Nährboden für Konflikte, die bis heute anhalten.
Junge Lett*innen denken sehr unterschiedlich über ihr Land, aber nur selten merken sie das auch. Anastasija studiert Bauingenieurswesen und ist Erstakademikerin in ihrer Familie. Ihre Mutter arbeitet bei der lettischen Post, ihr Vater ist Bauarbeiter. Auf die Frage, ob das für sie eine besondere Herausforderung sei, antwortet sie nonchalant: „Nein, nicht wirklich. Mein Studienfach ist einfach schwer.“ Sie ist Lettin, bezeichnet sich zusätzlich als „ethnische Russin“. „Ethnisch-lettische“ Lett*innen bezeichnen sie als „Russisch-sprechende Lettin“ – ein Begriff, der aus ihrer Sicht nicht wirklich zutrifft. Dass sie ihn als beleidigend empfindet, sagt sie nicht.

Illustration: Luzie Fuhrmann

Wie aber identifiziert sie sich selbst? Sieht sie sich als Lettin? Für sie ist das keine einfache Frage. „Für mich sind das mehrere Identitäten. Ich bin lettische Staatsangehörige, aber ethnisch bin ich Russin. Es gibt keinen Begriff, um uns wirklich zu beschreiben, wie Afroamerikaner in den USA. Schön ist das nicht.“ Während ihrer Schulzeit gab es deswegen allerdings keine Probleme, wie sie sagt. Die russisch sprechenden Lett*innen seien meist unter sich geblieben, und hätten damit jegliche Diskriminierung vermieden. Allerdings ist das nicht alles: Im Alltag findet zwar keine Diskriminierung statt, aber damit ist institutionelle Diskriminierung nicht ausgeschlossen. „Eine Freundin von mir hat auch an der Universität studiert. Eines Tages wurde sie in das Büro ihres Lehrers gerufen – und der sagte ihr, dass sie ihre Prüfung nicht würde ablegen können. Er würde es keinem Russen mehr erlauben, an dieser Universität seinen Abschluss zu machen.“
Die lettische Gesellschaft schottet sich ab, so sieht das Anastasija. Sie spaltet sich in mehrere Gruppen, die immer weniger miteinander zu tun haben. Auf einer Hochzeit habe sie erlebt, dass „die ethnischen Letten und ethnischen Russen voneinander getrennt geblieben sind. Die einen standen auf der einen Seite eines langen Tisches, die anderen auf der anderen Seite, und unterhielten sich untereinander.“ Ob sich die Situation geändert habe, als sie an die Universität kam? „Ich bin in meiner Bubble geblieben.“

Once upon a time...in Riga

Wenn die Perspektive wechselt, stellt sich die Lage meist auch anders dar. Das gilt besonders für Martis, der aus den USA nach Riga gezogen ist. Er stammt aus einer lettischen Familie, seine Großeltern flohen vor der sowjetischen Besetzung Lettlands nach Amerika. Dort vergaßen sie aber weder Sprache noch Kultur: „Ich bin praktisch lettisch aufgewachsen. Wir haben lettisch geredet, lettische Bräuche gelebt, alles gelernt, Geschichte, Grammatik, Literatur.“ Als selbstständiger Sprachlehrer reiste Martis erst nach Riga, um dort Lett*innen Englisch beizubringen. Während der Coronapandemie wechselte er nach Spanien, mit derselben Arbeit. Nun lebt er wieder in Riga, hier bringt er Lett*innen Englisch und Spanisch bei.
Wie sieht er sich selbst? Was für eine Beziehung hat er zu seinem Land? „Ich bin Lette und Amerikaner. Ich kann mich nicht entscheiden. In den USA wuchs ich mit einer starken Bindung zu Lettland auf, ging ins lettische Summercamp, feierte die lettische Kultur. Aber meine Freunde sind Amerikaner, und das ist mir auch wichtig.“ Lettland besteht für ihn aus zwei Ländern: „Es gibt Riga und Lettland. Und genauso gibt es zwei lettische Identitäten. Es gibt die, die in Riga leben, und die, die außerhalb von Riga leben Das sind die zwei Hauptsachen.“ Ethnisch russische Lett*innen erwähnt er nicht. Zwar ist er in vielen Ländern unterwegs, aber verlassen will er Lettland nicht mehr. Ihn bewegen Fragen, die das ganze Land beschäftigen, und auch er sucht nach Antworten. „Die eine Million-Dollar-Frage ist, wie Lettland wieder wächst. Seit der Unabhängigkeit schrumpft die Bevölkerung. Das hat zum Teil mit der Freiheit in der EU zu tun, weil alle reisen können, wohin sie wollen. Aber es gibt einen zweiten Grund.“ Nun räuspert Martis sich und macht eine Pause. Das Gespräch findet in einem Park statt, es herrscht reger Betrieb.
„Ich spreche jetzt ein bisschen leiser, ich muss aufpassen, was ich sage. Es gibt hier diese tiefe Abneigung gegen russisch sprechende Menschen. Dafür gibt es nachvollziehbare Gründe, Lettisch war während der Besatzung verboten. Das hat sich jetzt eben umgedreht. Auch deswegen verlassen viele Menschen Lettland.“ Als er sich über die Regierung, Steuern und das Wirtschaftssystem auslässt, wird seine Stimme wieder lauter und fester. Auch über Europa spricht er offen. „Europa hat viele Vorteile. Ich bin überall hin gereist, habe viele Kulturen und Gesellschaften kennengelernt. Es ist wirklich interessant zu sehen, wie das hier funktioniert, verglichen mit meiner Heimat, den USA.“ Für ihn hat sich allerdings das ganze Lebensgefühl mit dem 24. Februar 2022 geändert.
„Hier in Lettland hat man das schon gemerkt, auch wenn ich erst während der Invasion in Spanien war. Die Atmosphäre ist sofort sehr schwer geworden, alle haben ein bisschen Furcht oder Sorge. Immerhin sind wir Nachbarn von Russland und Belarus, richtig? Man fühlt sich dem Ganzen einfach näher.“ Trotz seiner starken lettischen Identität versucht Martis weiterhin, beide Seiten im Krieg gegen die Ukraine zu beachten. „Ich versuche, sowohl den Westen als auch die Unterstützer Russlands zu verstehen. Das ist eine sehr ungewöhnliche Perspektive hier in Lettland, aber ich will keine Seite wählen.“.

Hartes Leben

Henrijs, ein Psychologie-Student, sieht vieles ähnlich wie Martis. Er will klinischer Psychologe werden und arbeitet nebenher in einem Freizeitpark außerhalb von Riga. Seine Familie kommt nicht aus Riga, aber auch nicht nur aus Lettland: „Ich bin Lette, meine Mutter ist Lettin, aber mein Großvater ist Ukrainer.“
Auch er hat starke Gefühle für Lettland. „Ich liebe mein Land. Ich würde mich selbst auch als Patrioten bezeichnen. Der November ist immer sehr besonders für mich – naja, für ganz Lettland. Wir gedenken im November verschiedenen nationalen Jubiläen, wie dem 11. und dem 18. November.“ Kurz nach dem Ersten Weltkrieg siegten lettische Freiwillige am 11. November 1919 über russische Freiwillige im Kampf um die Unabhängigkeit. Ein Jahr zuvor, am 18. November 1918, hatte Lettland seine Unabhängigkeit erklärt.
Vielleicht kommt seine Sichtweise auch daher, dass Henrijs nicht in Riga aufwuchs, sondern in einer Kleinstadt außerhalb. „Riga eröffnete für mich ganz neue Perspektiven. Die Menschen an der Universität sind anders, haben unterschiedliche Hintergründe. Meine Klassenkameraden kommen aus ganz Lettland, haben alle verschiedene Ansichten.“ Aber auch ihn bewegt die Frage, wie Lettland wachsen könnte. „Wir müssen uns in Europa integrieren, damit junge Menschen bleiben und nicht wegziehen. Polen und Tschechien haben das zum Beispiel sehr gut gemacht.“ Europa bedeutet für Henrijs viel – die EU bringt in Lettland echte, sichtbare Veränderung. „Meine Mutter lebt in dieser kleinen, ex-sowjetischen Stadt, 340 Einwohner, und jahrelang hat sich dort nichts verändert. Und plötzlich werden mit europäischem Geld neue Straßen gebaut. Die Menschen haben bemerkt, dass sich plötzlich etwas tut. Wir bauen in Riga eine neue Eisenbahn, all das ist nur mit Europa möglich.“

Für Henrijs änderte sich am 24. Februar 2022 alles. „Das Leben war danach nicht mehr dasselbe. Wir haben alle gedacht, Russland posiert nur, die werden niemals angreifen. Und plötzlich ist da ein Krieg wenige hundert Kilometer von mir entfernt. Aber wir halten zur Ukraine, weil wir wissen, wie es ist, besetzt zu sein. Wir verstehen das besser als viele andere Länder in Europa. Ich habe auch darüber nachgedacht, in die Armee einzutreten – aber jetzt bin ich erstmal Student. Ich bin kein Soldat.“

Auch Henrijs verliert kaum Worte zu der Frage der ethnisch russischen Lett*innen. Anastasija hat eine Antwort darauf, wie die lettische Gesellschaft ihre „Bubbles“ verlassen könnte. „Wir sollten in gemeinsame Schulen gehen, Menschen mit lettischem und russischem Hintergrund. In kleine Schulklassen, sodass alle gezwungen sind, miteinander zu reden. Damit wir nicht wieder die Chance bekommen, uns zu entzweien.“

Von Leonard Hennersdorf (24), studiert Geschichte

Nationalgardist aus Überzeugung

Foto: Leonard Hennersdorf

In Riga lebt halb Lettland – und damit unzählig viele verschiedene Überzeugungen und Lebensentwürfe. Einfach nur Leben und Arbeiten ist aber neben einem Krieg kaum möglich. Ein Lette spricht darüber, was der Krieg für ihn verändert hat.

Jānis hat einen kräftigen Händedruck und eine klare, direkte Art. Seine Begrüßung ist knapp und präzise, er verschwendet keinen Atemzug, ist sparsam mit Gestik und Mimik. Er bewegt sich auf seinem Trekking-Fahrrad durch Riga, auf dem Gepäckträger ein Rucksack der lettischen Nationalgarde. Zum Gespräch setzt sich Jānis auf eine Parkbank und lehnt sein Fahrrad daran, gibt Acht darauf, dass es ordentlich steht und nicht hinfällt. Seine schlichte Käppi hängt er über den Sattel und begibt sich in eine zurückgelehnte, aber immer gespannte Pose.
Er ist Nationalgardist, wie es bereits sein Rucksack verrät, aber daran, wie man salutiert, erinnert er sich nicht. In seiner ganzen neunjährigen Dienstzeit hat er ein einziges Mal den Salut üben müssen. Als einmal, wie er erzählt, ein Sergeant von der regulären Armee – ein Unteroffizier – zu seiner Truppe kam, wollte der den Rekruten wütend das Salutieren beibringen – wurde aber schnell von einem Offizier zur Räson gebracht. In der Nationalgarde herrscht ein anderer Geist als in der regulären Armee.
Jānis´ Motivation, der Truppe beizutreten, ist schnell erzählt. Er sah, wie die berüchtigten „grünen Männchen“ 2014 die ukrainische Halbinsel Krim besetzten, die Putin daraufhin als von Russland annektiert erklärte. Jānis befürchtete dasselbe für seine lettische Heimat und entschied sich für den Dienst. „Wir können nicht hier sitzen und darauf warten, dass Amerika uns rettet. Die NATO hilft denen, die sich selbst helfen“, sagt er. „Den Willen zu kämpfen, den müssen wir selbst haben. Viele junge Letten mit derselben Motivation kamen 2022 dazu, manche Bataillone haben sich in ihrer Größe verdoppelt.“ Auf die Frage hin, was es zu beschützen gelte, wird er deutlich: „Wenn wir unabhängig und, ehrlich gesagt, am Leben bleiben wollen, müssen wir etwas tun.“

Ich weiß einfach, dass ich Lette bin

In seiner Familiengeschichte sitzt die Sorge vor Russland tief. Sein Urgroßvater wurde von den Bolschewiken ermordet, wie er erzählt. Später, als Lettland von der Sowjetunion besetzt wurde, deportierte das stalinistische Regime die ganze Familie nach Sibirien. Erst als Stalin 1953 starb, kam seine Familie zurück in ihre Heimat.
Trotz des aufgezwungenen Exils seiner Familie vor fünfzig Jahren lässt Jānis keinen Zweifel an seiner Identität: „Zuallererst bin ich Mensch. Dann Lette, dann Balte, und schließlich Europäer. Ich weiß einfach, dass ich Lette bin, ich musste diese Identität nicht finden. Es ist nicht gut, es ist nicht schlecht, es ist einfach die Grundlage meines Lebens.“ Kaum, dass Jānis über sich und Lettland spricht, kommt er wieder auf Russland.
„Ich habe einfach irgendwann realisiert, dass ich etwas tun muss, um meine Identität zu bewahren. Die meisten Menschen hier verstehen, dass Russland einen genozidalen Krieg in der Ukraine führt, und Offizielle wie Medwedew haben öffentlich geschworen, dasselbe mit Lettland zu tun. Es gibt nur etwa 1,8 Millionen von uns, es wäre viel leichter, als in der Ukraine, uns alle zu ermorden. Das werden wir nicht zulassen. Meine Identität hat sich zwar nicht geändert, aber was ich zu tun bereit bin, um sie zu schützen, schon.”
Aber seine Entscheidung, der Nationalgarde beizutreten, war nicht das Einzige, was ihn in dieser Hinsicht prägte. Janis muss einen Moment überlegen, bevor er auf seine Erfahrungen an der Universität eingeht. Er ist gegenwärtig Genetik-Forscher, hat Biomedizin an der Lettischen Universität studiert und arbeitet an seinem Master-Abschluss in Computer Science. An der Universität lernte er Russen kennen, die davon überzeugt waren, dass sie in Lettland auf der Straße verprügelt würden, wenn sie Russisch sprächen. Er zeigt deutliches Unbehagen darüber, dass selbst Student*innen in einer derart „unterschiedlichen Informationssphäre“ leben können, in einer „alternativen Realität“, wie er es beschreibt. Besondere Bedeutung hatte das Studium für seine Entscheidung, sich stärker für sein Land einzusetzen, jedoch nicht.

Neben dem Krieg

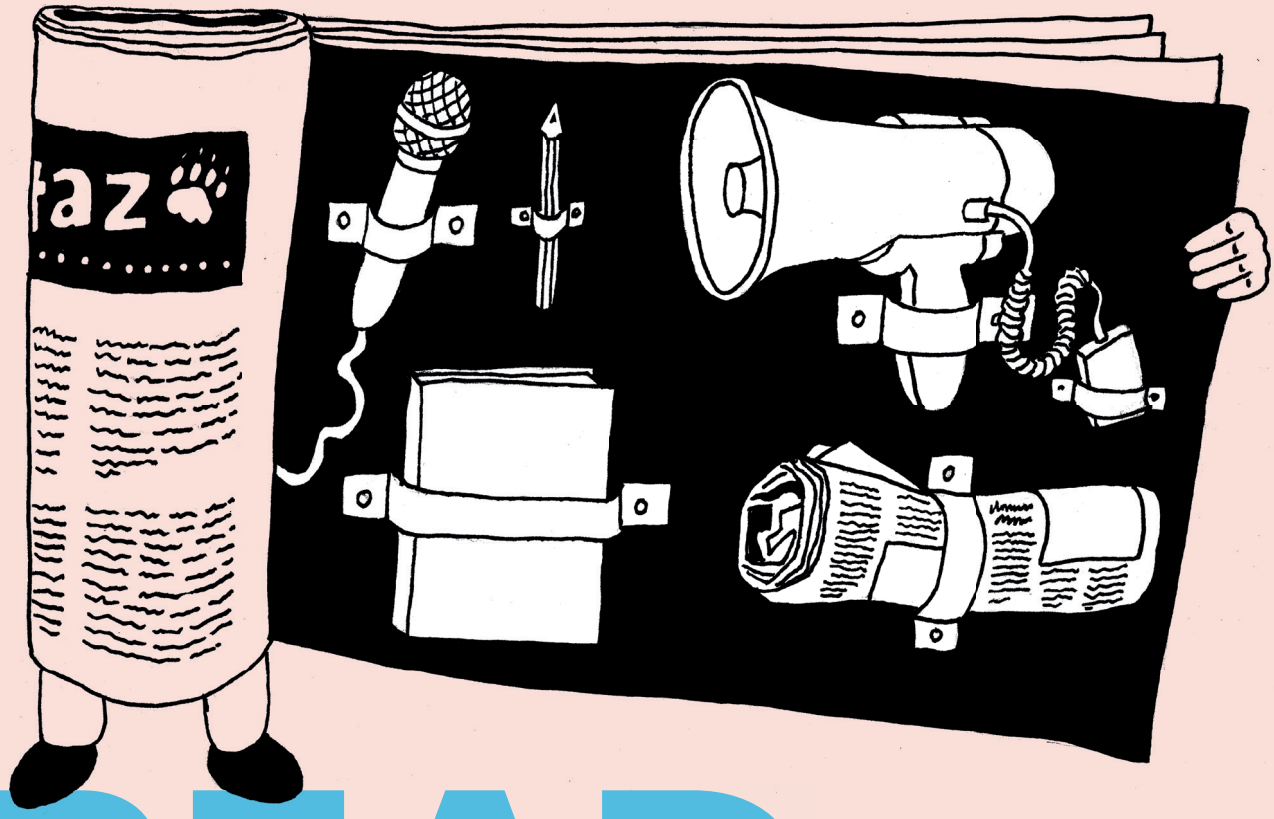
Jānis wurde vor allem durch Russlands Annexion der Krim aufgeschreckt. Russlands Überfall auf die Ukraine am 24. Februar 2022 überraschte ihn dann weniger. „Natürlich waren wir schockiert und entgeistert von den Verbrechen und der Brutalität, aber überrascht? Kein Lette war davon überrascht. Das ist einfach das, was Russland tut.“ Er räuspert sich an dieser Stelle mehrmals und erinnert sich mit Unbehagen an den Tag der Invasion zurück. „All die Geschichten, alles, was Russland im Zweiten Weltkrieg in Lettland anrichtete, das ist genau das, was heute in der Ukraine geschieht. Wir sehen, wie sich diese Geschichte wiederholt – und uns wurde angedroht, dass sich diese Geschichte auch bei uns wiederholt. Deswegen schicken wir unsere Waffen in die Ukraine. Alle Panzer, die dort zerstört werden, kommen nicht mehr zu uns.“ Jānis wirkt im ganzen Gespräch ruhig und kontrolliert, aber wenn er über Russland spricht, verhärtet sich sein Gesicht und seine Stimme wird etwas tiefer. „Russland ist das größte Land der Welt! Es hat genug Platz. Wir sind nicht Russland.“
Was für einen Umgang mit Lettland Janis sich wünscht, macht er an einem einfachen Beispiel fest: „Viele Westeuropäer sagen, dass Balten Slawen sind. Sie sagen, nun, Letten sind ja auch irgendwie Russen, Osteuropa ist irgendein Mix, letztendlich seien alle irgendwie Russen. Das ist nicht wahr. Wir müssen mehr Aufmerksamkeit dafür schaffen, dass wir eine eigene Identität haben.“

Von Leonard Hennersdorf (24), studiert Geschichte

ANZEIGE

Fleisch
Ein Film über den Markt in Riga

Auf dem Kanal der UnAufgefordert



READ AGAINST THE MACHINE

Nur wer versteht, kann auch für etwas einstehen. Keine Debatte? Steht nicht zur Debatte. Wir wollen mehr als News – wir wollen Neues. Ungestellte Fragen. Echte Antworten. Stimmen, die man woanders nicht hört. Deshalb eine radikale Zeitung: Unabhängig, solidarisch und mit Haltung.

taz zeitung für morgen

10 WOCHEN
NUR 10 EURO
TAZ.DE/ABO

taz Verlags- und Vertriebs-GmbH, Friedrichstraße 21, 10969 Berlin